Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 95 (1999)

Heft: 1

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerisches Archiv für Volkskunde 95 (1999) H. 1, 113–144

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

Ulrike Kammerhofer-Aggermann (Hg.): «Herzlich willkommen!» Rituale der Gastlichkeit. (Begleitband zu den Ausstellungen im Schloss Goldegg, 14. Juni bis 31. Oktober 1997, und den 4. Goldegger Dialogen, 3. bis 5. Oktober 1997). Red. Mitarbeit: Monika Gaurek. Salzburg: Salzburger Landesinstitut für Volkskunde 1997. 277 S., 46 Abb. (Salzburger Beiträge zur Volkskunde, 9).

Der Band ist Teil eines umfassenderen Projektes mit Ausstellung und Fachtagung und in vorbildlicher Zusammenarbeit des Salzburger Landesinstituts für Volkskunde mit dem Referat Salzburger Volkskultur und dem Kulturverein Schloss Goldegg entstanden. Die Initianten verstanden es nicht nur, 10 Autorinnen und 15 Autoren zu einem Thema schreiben zu lassen, sondern auch noch eine ganze Reihe lokaler und regionaler Partnerorganisatoren und Sponsoren (wie etwa den ORF) zu mobilisieren. Das bleibendste Resultat dieser beachtlichen Koordinationsleistung dürfte der hier zu besprechende Begleitband zur Ausstellung sein, professionell aufgemacht und reich bebildert. Wer sich nicht zur Lektüre eines Aufsatzes entschliessen kann, dem dienen bestimmt die reichhaltigen Literaturhinweise oder die Angaben zu den Abbildungen im Anhang. Die knappen Umschreibungen zu den eingestreuten Abbildungen im Text selbst hätte man sich informativer gewünscht.

Das Inhaltsverzeichnis verweist mit seinen fünf (5!) Vorworten auf die komplexe Trägerschaft des Projekts. Die nachfolgend klare thematische Gliederung stimmt die Lesenden versöhnlich: Es wird ein allgemein kulturanthropologisch, historisch, sogar theologischer Rahmen geboten, gefolgt von Aufsätzen zu drei Aspekten der Gastlichkeit, nämlich Rituale im Alltag, im Tourismus und in der Politik. Die drei Themenschwerpunkte zeigen die Bandbreite und auch die Widersprüchlichkeiten des Mythos «Gastlichkeit» auf, der vordergründig Unentgeltlichkeit, Grosszügigkeit und Verpflichtung zur Gegenseitigkeit evoziert. Analog Elementen aus der Folklore werden auch Elemente von Ritualen der Gastlichkeit für das Tourismus-Geschäft und in der Diplomatie instrumentalisiert.

Die Qual der Wahl, einige der Aufsätze näher vorzustellen, wird erschwert durch die sehr unterschiedliche Fachherkunft der AutorInnen (vom Ethnologen über Historiker, Soziologen über Lehrer, Veterinär bis zum Theologen) und ein entsprechend breites Spektrum an Methoden. Als neues Thema sticht etwa hervor die «Gastlichkeit an der Autobahn», unter dem *Wolfgang Wehap* anhand neuerer französischer Literatur auf den Widerspruch zwischen Rasten und Reisen hinweist. Mit weit weniger theoretischem Anspruch und weniger reflektiert bringen *Bernhard Fuchs* und *Maria Zengerer* Aspekte der Gastlichkeit bei interkulturellen Begegnungen aus eigener Erfahrung zu Papier. Mittels Fragebogen (mit dem bescheidenen Rücklauf von nur 7,5%) nähert sich *Lucia Luidold* ihrem Thema. Für die Befragten, ein sehr spezielles Publikum, nämlich die 4000 Abonnenten der Zeitschrift «Salzburger Volkskultur», sind Freundlichkeit, nette Menschen und gutes Essen die Stoffe, aus denen Gastlichkeit heute gemacht wird. Tabellen zu Formen des Gastgeschenks geben nicht so sehr Informationen als eher Hinweise darauf, was zum Thema noch alles erforscht werden könnte. Eine Art Übergang zu bewusster und erlernbarer Gastlichkeit schildert *Ulrike Kammerhofer-Aggermann* anhand der reichhaltigen Ratgeberliteratur für Mädchen und Hausfrauen. Wollte die bürgerliche Hausfrau als gute Gastgeberin gelten, musste sie «unter Aufbietung aller Kräfte» (so der Titel des Aufsatzes) das Kunststück vollbringen, gleichzeitig sparsam zu sein und mit «achtzehnerlei Bäckerei» am Kaffeekränzchen aufzuwarten.

Der Sprung zur professionellen Gastlichkeit von höchstem Niveau führt über internationale Management-Kurse, die im Salzburgischen auf englisch abgehalten werden, wie *Franz Heffeter* zeigt. Was Gastlichkeit und Politik gemeinsam haben könnten, versucht *Constanze Sigl* anhand der aktuellen Frage «Ab wann ist man Gast und nicht mehr Fremder?» zu ergründen. Der sehr engagiert geschriebene Text bringt so allgemeine Fragen wie Bürger- und Menschenrechte zur Diskussion. Sigl wünscht sich eine Gastlichkeit, die über nette Geselligkeit hinausgehe, nach «dem Bestmöglichen für alle Menschen» strebe und somit einen Beitrag zur kulturellen Entwicklung zu leisten vermöge. Es steht dem Band gut an, Sigls ernsthaftes und ernstzunehmendes Plädoyer als Schlusspunkt unter die zum Teil unverbindlichen Causerien zu setzen. *Maja Fehlmann*

Gisela Welz: Inszenierungen kultureller Vielfalt. Frankfurt am Main und New York City. Berlin: Akademie Verlag 1996. 415 S. (Zeithorizonte, 5).

Die Habilitationsschrift von Gisela Welz beginnt mit dem Dank an Institutionen der Forschungsförderung und der Kulturproduktion in den USA und Deutschland, welche sie in ihrer Arbeit unterstützt

haben (nebst vielen Einzelpersonen). Schon die Kombination von zweierlei Institutionsvertretungen verweist auf die Originalität der Untersuchung und zeigt, worum es im Forschungsprojekt geht: um Selbstreflexivität der Kulturwissenschaften, um den Beweis, dass jede Produktion Reproduktion von Wirklichkeit ist. Welz bringt mit den Ansätzen konstruktivistischer Soziologen und dem Versuch wissenschaftlicher Selbstreflexion neues Leben in die Folklorismusdiskussion; es geht seit den 68er Jahren erstmals wieder klar um die Rolle der Wissenschaft in bezug auf volkstümliche Konsumgüter oder das, was dafür gehalten wird. Dass sich die ethnischen Motive gegen Ende dieses Jahrhunderts im Zuge der Migration und des Tourismus vervielfacht haben, macht die Aufgabe sehr komplex. Welz wagt sich meines Wissens als erste Volkskundlerin im deutschen Sprachraum wieder an dieses heisse Eisen heran, was ihre Habilitationsschrift, abgesehen vom aktuellen Thema der «Multi-Kultur-Produktion», um so gewichtiger macht.

Es liegt in der Natur der Sache (oder vielmehr an den akademischen Usanzen), dass sich eine Habilitationsschrift nicht leicht liest. Interessierten und eiligen Lesenden sei daher zumindest das letzte Kapitel mit dem Titel ‹Volkskunde und Cultural Brokerage› empfohlen. Darin findet sich ein Bekenntnis (oder gar eine Aufforderung?) zur Volkskunde und zu ihren möglichen Aufgaben heutzutage.

Gisela Welz durchleuchtet zwei historisch und institutionell sehr unterschiedliche Systeme von Kulturpolitik, das der Weltstadt New York und jenes der Grossstadt Frankfurt am Main. Aus beiden nimmt sie sich ein Variantenspektrum als Untersuchungsgegenstand heraus: die *Cultural Brokerage* oder das System der alternativen Kultur-Repräsentation. Wichtige Akteure sind die *Cultural Brokers*, die sich laut Welz als die legitimierten Repräsentanten des «anderen», von kulturellen Formen «anderer» oder vielmehr von Vorstellungen darüber sehen. (Vorstellung kann in der Kulturpolitik wörtlich aufgefasst werden, sei es in Galerien, Museen, sei es auf Bühnen, Open Air oder in den Medien). Die *Broker* stellen eine von vier Positionen innerhalb der Kulturpolitik dar, und zwar eine ungleich mächtigere als die *Lieferanten/Produzenten* (i.d.R. Angehörige von Minoritäten) oder die *Konsumenten* (i.d.R. Angehörige der Mehrheitsgesellschaft). Die Broker bestimmen und wählen aus, welche Gruppen oder Ausschnitte aus Gruppenkulturen für ein Publikum konsumierbar gemacht werden. *Cultural Brokerage* bindet also verschiedene Akteurpositionen in ausgesprochen asymmetrischen Beziehungen aneinander: die Repräsentationsmacht liegt bei den Brokern, sie stellen Verbindungen her zwischen Kultur-Produzenten, z.B. einer Musikgruppe, und den lokalen Bürokratien, Raumvermietern, Subventionsgebern, Sponsoren u.ä.m., damit die Produzenten von Kultur überhaupt an ein Publikum herankommen. Die Broker haben nicht nur die Macht, auszuwählen und zu bestimmen, was repräsentiert wird und der Vorstellung wert ist; sie verfügen auch über einen Wissensvorsprung in Sachen Repräsentations-Management. Daraus entstehen klientelhafte Verhältnisse zwischen Brokern und Produzenten. Der aus der Mafia-Szene bekannte Ausdruck «klientelhaft» ist hier sehr zutreffend, wird doch das Verhältnis zwischen Brokern und Produzenten verschwiegen und von den Konsumenten, der vierten Position im ganzen Akteur-Spiel, nicht wahrgenommen. Diese glauben nämlich, an einer Vor- oder Ausstellung aus eigener Initiative mit den Produzenten in direktem Kontakt zu stehen. Die Attraktivität eines Angebots in der Multikulturpolitik besteht meist in der vermeintlichen Authentizität und der von den Konsumierenden geglaubten eigenen Entdeckergabe. Die interessierten Grossstadtkonsumenten sind die letzten, die solche «Machenschaften» aufgedeckt sehen möchten. Daher gehört es mit zu den Techniken (und eben auch zur Machtposition) der Broker, ihre Dienste unsichtbar zu halten oder zu machen.

Im Sieb der Broker, so weist Welz nach, bleiben dies- und jenseits des Atlantiks nicht etwa alle, nicht einmal alle pittoresken Minoritätenerscheinungen hängen, sondern nur gerade diejenigen, mit welchen die Broker im Publikum, bestehend aus Angehörigen der Mehrheitskultur, gut anzukommen vermuten. Es ist daher naiv zu glauben, städtische Kulturpolitiken förderten gerechtes Neben- oder gar Miteinander verschiedener Kulturen. Die Programme und realen Verhältnisse der Zurschaustellung verweisen vielmehr auf Hierarchien und Herrschaftsmechanismen. Kulturpolitik könnte erst unter aufgeklärten (Macht-)Verhältnissen (im neuen soziologischen Jargon: erst reflexiv gehandhabt) einen Beitrag zu gleichberechtigtem Zusammenleben verschiedenster Bevölkerungsgruppen leisten. Die Kernfragen in multikulturellen Gesellschaften hiessen demnach für Politiker, Broker und Konsumenten: Wer darf, wer soll und wer kann Minderheiten vertreten?

In den USA noch mehr als bei uns haben akademisch ausgebildete Folklore-Spezialisten die Nische des *Cultural Brokerage* entdeckt und zu ausseruniversitären beliebten «Brotkörben» gemacht. Nach Welz dürfen und sollten es sehr wohl Volkskundler sein, die sich der Multikulturpflege annehmen – nur verlangt sie, dass diese ihre Jobs professionell ausüben, d.h. reflexiv, unter Berücksichtigung auch der Macht-Aspekte und der Sekundäreffekte ihrer Tätigkeit. Dies sei angehenden Berufsleuten von der Zunft der Kulturanthropologen, Ethnologen, Folkloristen, Volkskundler oder wie sie sich immer nennen mögen ins Stammbuch geschrieben! Fragen, Materialien und auch die aufgearbeitete Literatur lie-

gen mit dem Band zuhauf vor. Wir dürfen auf die Effekte fürs Fach gespannt sein, die wohl auch noch so reflexionsbegabte AutorInnen wie Gisela Welz nicht in der ganzen Fülle vorausahnen können.

Maja Fehlmann

ANDREAS WITTEL: Belegschaftskultur im Schatten der Firmenideologie. Eine ethnologische Fallstudie. Berlin: Ed. Sigma 1996. 360 S.

Die Promotionsschrift von Andreas Wittel trägt einen etwas tendenziösen Titel. Seine Forschungsarbeit unter dem wertfreieren Titel «Kulturkonflikt im Büro. Zum Spannungsverhältnis von Unternehmens- und Belegschaftskultur» wurde von diversen Institutionen unterstützt. Wittel legt, unter welchem Titel auch immer, ein originelles Beispiel möglicher Teilgebiete zeitgemässer ethnographischer Forschung vor. Er bietet Einblicke in eine für viele Menschen wichtige Lebenswelt, nämlich in das Grossraumbüro der Abteilung Marketing und Produktion einer Tochtergesellschaft im Computer-Business. Es handelt sich um einen Prototyp moderner Unternehmungen mit starkem Dienstleistungscharakter. Die Modernität des Betriebes wird vom Management unter anderem im Ersatz von Vereinbarungen übergeordneter Sozialpartner durch betriebseigene Standards, z.B. was Arbeitszeiten und Sozialleistungen anbelangt, zur Schau gestellt.

Das ausführliche Inhaltsverzeichnis gibt einen guten Einblick ins Untersuchungsfeld. Die Originalität des Fokus fällt hier schon auf: Kaffeetrinken und Kaffeetassen, das Firmenplakat oder der Kleidungsstil markieren Fragestellungen und Motive. Nützliche Zusammenfassungen zu den einzelnen Kapiteln und ein Resümee zur ganzen Studie schaffen Klarheit und erleichtern die Lektüre. Wittels Aussagen basieren teils auf teilnehmender Beobachtung in der Abteilung und auf Interviews mit einer Auswahl von Beschäftigten in diversen Positionen dieser Abteilung, teils auf der archivalischen Auswertung der Firmenzeitung über 30 Jahre und in der Interpretation der Firmenideologie anhand von Firmenanlässen und des Firmenplakats. Interessant für angehende FeldforscherInnen ist auch die mitgelieferte Schilderung von Wittels Befindlichkeit bei der Suche nach einem Zugang zur Firma und während der Feldforschung im Betrieb. Wittel plädiert für eine Volkskunde, die sich in Fortsetzung zur Arbeits- und Arbeiterkunde für Betriebsfragen und moderne Organisationskulturen zu interessieren habe. Verdienstvoll ist sicher, dass er die von Ethnographen und Volkskundlern i.d.R. gemiedene Grenze zu Wirtschaftsorganisationen überschreitet und sich an den Ort der Produktion sozialer Ungleichheiten begibt. Er bemüht sich, die erfasste Lebenswelt aufgrund neuerer theoretischer Ansätze zu durchleuchten, was einerseits wegen der Materie, anderseits wegen der (noch) diffusen Werkzeuge nicht immer befriedigend gelingen kann.

Den in der Ideologie von GT (so die Abkürzung der Firma) ausgemachten Arbeits- und Lebensstil der Beschäftigten, den «GT-way», handelt Wittel anhand des Kaffeetrinkens exemplarisch ab. Er schält Motive wie totale Verfügbarkeit, Grenzüberschreitungen bzw. Abgrenzungen von Betrieblichem und Privatem, Ambivalenz von Innen- und Aussenwelt heraus. Der Kaffee steht allen Beschäftigten allzeit gratis zur Verfügung (gilt auch für einige andere Getränke), was von Wittel mehrfach symbolisch gedeutet wird: «Aufgestellte» (um nicht zu sagen aufgeputschte) MitarbeiterInnen sind gefragt, die sich verpflichtet fühlen, den (ein-)geschenkten Kaffee mit der Gegengabe Leistung auszugleichen. Die Kaffee-Ecke, wo sich alle GT-Beschäftigten, gleich welcher Hierarchiestufe, treffen, ist symbolischer Ausdruck der internen egalitären Kommunikation. Vor der Kaffeemaschine sind sozusagen alle gleich; alle müssen sich selbst bedienen, es gibt keine zudienenden Subalternen mehr, die Kaffee zubereiten oder Tassen spülen. Der Service ist einer Aussenfirma übertragen, das einmalige Benützen und Entsorgen mit Plastikbechern geregelt – so jedenfalls entspräche es der Firmenideologie, und so war es geplant. Der Individualisierungstrieb treibt aber seine Blüten in Form persönlicher Kaffeetassen, die dann eben auch individuell «betreut» werden müssen, wofür Erfindungsgabe und Toleranz gefordert sind, gehört es doch zum Stil eines durchgestylten Grossraumbüros, keine Kehrseite, keinen Ort für Entsorgungen zu haben! Dazugehören und Kaffeetrinken, von oben verschrieben, vermittelt den Betriebsangehörigen und den Aussenstehenden den Stolz, zu GT zu gehören, gleichzeitig wird interne Distinktion über die individuellen Trinkgefässe von unten wieder eingeführt.

Wie dieses Beispiel zeigen mag, sind Wittels witzige Beschreibungen sehr plausibel; jedenfalls plausibler als seine theoretischen Pflichtübungen, bei denen er sich bemüht, Beobachtetes in Beziehung zu organisationssoziologischen Theoremen und/oder Herrschaftskonzepten zu bringen. Diese Übungen erscheinen ziemlich aufgepfropft und können nicht verhindern, dass Wittels Hypothesen wenig reflektiert wirken. Ein zwar engagierter aufklärerischer Impetus weht einem von der ersten bis zur letzten Seite entgegen. Doch gibt gerade dieser dem lobenswerten Unterfangen einen naiven Touch, wirkt

(ver)urteilend, wo vorerst Beschreibung und Erklärung am Platze wären. Hier kann von Wittel, aber wohl auch von seinen akademischen Begleitern, noch mehr erwartet und sicher auch geleistet werden. Sein Plädoyer für eine Volkskunde, die sich auch als Betriebskunde versteht, möchte ich daher an den Autor zurückadressieren. *Maja Fehlmann*

KATHARINA KOFMEHL-HERI: Von der Armenspeisung zur Stadtküche. Entstehung und Entwicklung einer sozialen Institution der Stadt Zürich. Zürich: Volkskundliches Seminar 1997. 179 S. 32 Abb. (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 5).

Im Verlagsprospekt wird die Untersuchung von Kofmehl mit der rhetorischen Frage vorgestellt, wer sich wohl daran erinnere, dass im reichen Zürich bis weit ins 20. Jahrhundert hinein eine ausreichende Versorgung nicht für alle Bevölkerungskreise selbstverständlich war. Die historische Aufarbeitung von Archivmaterial, ergänzt durch einen bescheidenen Anteil Feldforschung, zeichnet die Geschichte vom Hunger eines Teils der Zürcher und Zürcherinnen von der Reformation bis zum Verpflegungsbedarf und -geschmack von heute nach. Kofmehl beleuchtet damit vielfältige Aspekte alltäglicher Handlungen einzelner aus der Perspektive von Kollektiven: von Vereinen, Gesellschaften und Kommunen.

Die Geschichte des Umgangs mit der «sozialen Frage», die seit der Reformation amtlich dokumentiert (aber selten bearbeitet) vorliegt, verlief in Zürich kaum anders als in anderen Städten, zumindest im deutschen Sprachraum, und an den Grundzügen des Umgangs mit der «sozialen Frage» hat sich bis heute kaum etwas verändert. Es ist ein ständiges Pendeln zwischen Prävention und Nothilfe-Aktionen, zwischen staatlicher Vor- beziehungsweise Fürsorge und privat initiierter Hilfstätigkeit. Erstere bürgt für Kontinuität, bleibt langfristig bestehen und stellt für das Individuum einen bürokratisch und rechtsstaatlich nachvollziehbaren Anspruch dar. Letztere hingegen besteht in kurzfristigen und vorübergehenden Angeboten besonders in akuten Notlagen, ist unbürokratische Hilfe. Da beiderlei Hilfsmassnahmen nirgends und niemals für alle Hilfsbedürftigen ausreichen, wird auch in Zürich die signifikante Trennlinie zwischen Berechtigten und Ausgeschlossenen entlang dem Muster «eigen ⇔ fremd» gelegt. Dieses erste Raster wird überdeckt durch das seit der Reformation moralisch begründete vom unschuldig Armen ⇔ faulenzenden, womöglich noch Schnaps trinkenden Stromer.

Mit der Reformation (1525) gibt Zürich sich eine erste Armen- und Almosenordnung; die Mittel stammen aus den aufgehobenen Klostergütern, die in den zwei folgenden Jahrhunderten immer wieder durch Legate Wohlhabender aufgestockt wurden. Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts kann das sogenannte Armengut mit dem «wohltätigen Sinn» der Mitbürger rechnen, womit in der Stadt Zürich sehr lange auf die Erhebung einer eigentlichen Armensteuer verzichtet werden kann. Die Spender sind in der Regel nicht namentlich auszumachen. Sie bekennen sich vielmehr nur vor Gott zu ihren Wohltaten, womit sie ihrem protestantischen Lebenswandel zwar alle Ehre machen, eine demokratische Verwaltung sozialer Probleme aber verhindern. Die vorgelegte Geschichte der Zürcher Armenspeisungen kann als typisch gelten für die bis auf den heutigen Tag zögerliche Entwicklung des Sozialstaats Schweiz und der verbreiteten Skepsis ihm gegenüber.

Kofmehl zeichnet die vielen Stationen der Armenspeisung nach, welche vom improvisierten Lokal über die Verteilung von nahrhaften Suppen zum Genuss zu Hause bis hin zur zeitgemässen Stadtküche verlaufen, welche diverse Kantinen zu beliefern, den immer aufwendiger werdenden Mahlzeitendienst sicherzustellen ebenso wie verwöhnte Gaumen an Staatsanlässen standesgemäss zu versorgen hat. Sie widmet sich auch institutionellen Fragen der wechselnden Trägerschaften, Kontrollen und Lokalitäten. Zudem liefert Kofmehl nebenbei eine Geschichte populärer Ernährungsvorstellungen, die nicht immer parallel zum gesundheitspolitisch-diätetischen Diskurs verliefen und verlaufen. Auch in der Klientel kann Kofmehl im Laufe der Zeit manchen Wandel beobachten: waren es anfänglich besonders mittellose Einzelpersonen und Familien, welche die Angebote benutzten, so rückten in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die Schüler ins Zentrum, in der zweiten dann Leute, die sich zumindest über Mittag in Mensen und Kantinen verpflegen sowie die immer zahlreicheren älteren Menschen. Positiv überrascht das Angebot der Stadtküche, diverse Lokale nicht nur zur physischen Verpflegung, sondern ebenso zur psychischen Erholung und zur Pflege der Geselligkeit zur Verfügung zu stellen. Mit diesem sozialpädagogischen Angebot rückt die fast nur noch sozialhygienisch verstandene Einrichtung der Stadtküche unweigerlich wieder in die Nähe ihres ursprünglichen biblischen Auftrags, lebt der Mensch doch bekanntlich nicht vom Brot allein.

Solche und andere Interpretationen oder Querverweise macht die Historikerin nicht. Vielleicht will sie dies absichtlich dem Leser überlassen? Ihre akribische Arbeit könnte aber mit mehr Verbindungen zur generellen Entwicklung unserer sozialen Institutionen eine viel grössere Leserschaft gewinnen.

Den Professionellen in unserem Sozialwesen, besonders Personen in Ausbildung, wäre eine solchermassen verknüpfte Geschichte angesichts der spärlichen Fachliteratur höchst willkommen. Vielleicht lässt sich die Arbeit in diesem Sinne zu einer Dissertation erweitern. Eine Frage, die in der vorliegenden Fassung (noch) fehlt, ist die der Geschlechter, dabei wäre in Küchen- und Sozialfragen der Genderaspekt höchst ergiebig. In einer erweiterten Fassung wäre es auch ratsam, dem Leser entgegenzukommen und die vielen interessanten Verbrauchszahlen in Graphiken darzustellen und zum Vergleich auch Zahlen eines zeitgleichen privaten Haushalts mitzuliefern. Die Einbettung in die jeweilige gesamtwirtschaftliche Situation würde die Darstellungen aufwerten und zweifellos deren Informationswert erhöhen. Auch müsste dann die Literaturliste (jetzt nur gerade 16 Titel plus 15 Archivquellen) erweitert werden, was dem Band gut anstünde. Ein gelungener Anfang ist gemacht. *Maja Fehlmann*

ETHNOMEDIZIN. Schätze der Gesundheit. Reihenherausgabe: Christine E. Gottschalk-Batschkus. Stuttgart: Hampp/Neckarsulm: Natura Med Verlagsgesellschaft 1997. 4 Bände.

Diese neue Buchreihe setzt sich zum Ziel, überliefertes Wissen der sog. Naturvölker zu Gesundheit und Krankheit zu vermitteln und spirituelle Aspekte und direkte Naturerfahrung als Quellen traditioneller Heilung darzustellen. Entsprechend ihrer Aufmachung richtet sie sich an interessierte Laien. Wenn sie ihr Publikum erreicht, kann sie gute Dienste leisten und zum Teil faszinierende Einblicke bieten. Fachleute und wissenschaftlich Arbeitende können ihr wohl weniger entnehmen. Die einzelnen Bände sind als Ratgeber gestaltet, mit Fotos und Zeichnungen. In Kästen werden spezifische Punkte herausgehoben.

Im Anhang der vier Bände finden sich je ein Verzeichnis der Fachausdrücke, Angaben zu den Autoren, Literaturhinweise, z.T. weiterführende Adressen und der Bildnachweis. Leider sind die Autorinnen und Autoren im Inhaltsverzeichnis jeweils noch nicht vermerkt, und es fehlt auch ein Register. Die Redaktion war nicht immer ganz sorgfältig.

Dass die Themen der einzelnen Bücher sich z.T. wiederholen, ineinandergreifen bzw. künstlich getrennt werden mussten, liess sich wohl nicht vermeiden. In der Ankündigung der Reihe hiess der Titel noch «Verborgene Schätze der Gesundheit». Das Adjektiv «verborgen» wurde beim Druck offenbar weggelassen. Einige dieser Schätze wurden bereits von der New-Age-Bewegung oder Leuten, die der Alternativ-Medizin oder Esoterik-Szene nahestehen, gehoben und in anderer Form veröffentlicht. Es ist natürlich wertvoll, wenn bereits vorhandene Erkenntnisse noch erweitert und ergänzt und durch die Ergebnisse ethnologischer Forschungen untermauert werden. Die Auswahl der Autorinnen und Autoren ist bei einem Konzept wie dem vorliegenden notgedrungen eingeschränkt. Es handelt sich auch nicht um ein Grundlagenwerk. Dem anspruchsvollen Titel «Ethnomedizin» werden die bisher vier Bände in unterschiedlichem Masse gerecht. Sie eignen sich jedoch wegen ihres ansprechenden graphischen Designs sehr gut als Geschenkbände.

Als Fortsetzung sind weitere Bände geplant zu den Themenkreisen Kindheit / Umgang mit Schmerzen / Frauen / Tod und Sterben / Schlaf / Atem und Stimme. In der Folge werden die einzelnen Bände vorgestellt.

ERIKA DIALLO-GINSTL (Hg.): Ernährung und Gesundheit. Von andern Kulturen (essen) lernen. 142 S., ill. (Ethnomedizin).

Dass in andern Kulturkreisen ernährungs- und zivilisationsbedingte Krankheiten unbekannt waren oder z.T. noch sind, sofern keine umweltbedingten Defizite vorliegen, ist kein Geheimnis. In diesem abwechslungsreichen Band wird dem Motto «Nahrung ist Leben» nachgegangen.

Der renommierte Kulturanthropologe *Wolf-Dieter Storl* steuert einige übergeordnete Betrachtungen unter dem Titel «Ernährung, kulturelle Identität und Bewusstsein» bei, die aufzeigen, dass bei einer natürlichen Lebensweise eine Vielfalt von Nährstoffen zur Verfügung steht. Historische Zusammenhänge (auch in Europa), Pflanzenenergien, Einflüsse auf die Bewusstseinsqualität, Zubereitungskriterien, gentechnisch veränderte Nahrung und vieles mehr werden in diesem Artikel angesprochen. Als konkretes aussereuropäisches Beispiel wird unter anderem die ayurvedische Ernährungslehre dargestellt.

Mit Leben und Ernährung der Lakandonen im Jahreszyklus befasst sich der bekannte Ethno-Pharmakologe *Christian Rätsch,* der jahrelang bei diesem Waldvolk im mexikanischen Regenwald lebte. – Der Arzt und Ethnologe *Peter Kaiser* berichtet über Ernährungsgewohnheiten im Nordosten Thailands im Kulturvergleich zu Deutschland und geht u.a. ein auf alltägliche und rituelle Speisen und Theorien

über das Zusammengreifen von Kultur, Umwelt und Biologie. – Über den Ernährungsalltag und die Nahrungsmittelproduktion der Fulbe in Senegal schreiben *Erika Diallo-Ginstl* und *Mamadou Diallo.* Dabei werden die Kultur des Essens im Alltag und bei Festen und die damit verbundene Gastfreundschaft beschrieben.

Fast ein Drittel des Buches nehmen die Artikel zweier Ernährungswissenschaftlerinnen ein: *Ingeborg Hanreich* zu den Nahrungsbausteinen und *Erika Diallo-Ginstl,* die auch Ethnologin ist, zu Lebensstil und Ernährungsweise in den westlichen Industrieländern. Hier kommen auch die Wohlstandskrankheiten zur Sprache. Wenn schon diesen Themen so viel Raum gegeben wird, so kommen m.E. soziale, ökologische und global-ökonomische Aspekte zu kurz.

Ines Albrecht-Engel (Hg.): In Wellen zur Welt. Das traditionelle Wissen über Schwangerschaft und Geburt. 142 S., ill. (Ethnomedizin).

Dieser Band hat mich vom Aufbau her nicht ganz überzeugt. Schwangerschaft, Geburt und Mutterschaft im Kulturvergleich hätten ein breiteres Spektrum und andere Schwerpunkte verdient. Auch in Mitteleuropa gilt heute die neu-alte Erkenntnis, dass das Geschehen rund um die Geburt nicht pathologisch ist. Es wäre deshalb zu wünschen gewesen, dass dem angestammten Beruf der Hebamme mehr Beachtung geschenkt worden wäre. Erwähnt werden unsere Hebammen nur im Zusammenhang mit den beiden Alternativen Geburtshaus und Hausgeburt und mit der sog. Nachsorge. Dass es sich hier um ein wichtiges Stück Frauenkultur handelt, wo Frauen sich in eigener Regie in ihrem ureigenen Bereich bewegen können sollten, kommt nicht zur Geltung. Im Gegenteil: Bei *Ines Albrecht-Engel* (Ethnologin und Geburtsvorbereiterin) heisst es schon eingangs: «Erste und wichtigste Anlaufstelle für alle Fragen sind die Gynäkologen.» Die Mitarbeit der Hebamme und Ethnologin *Christine Loytved* ist nicht fassbar, da kein eigener Artikel von ihr veröffentlicht wird. Entsprechend nehmen Ines Albrechts Ausführungen zur Geburt in westlichen Kulturen und der medizinische Teil von *Manfred Albrecht* (Gynäkologe und Chefarzt) den allergrössten Teil des Buches ein. Auch wenn einige Hinweise zu Geburtspraktiken in andern Kulturen in ihre Artikel eingestreut sind, so finden wir hier doch nicht viel Neues, das nicht auch in andern Geburtsratgebern neueren Datums enthalten wäre.

Positiv zu würdigen ist das (leider zu kurze) einleitende Kapitel zu «Geburt und Mutterschaft in verschiedenen Kulturen» von *Liselotte Kuntner* (Diplom-Physiotherapeutin, Ethnologin und Autorin von «Das Gebärverhalten der Frau»), die in ihren Feldforschungen auf verschiedenen Kontinenten reiche Erfahrung sammeln konnte. Hier finden sich traditionelle Praktiken der Geburtshilfe; Geburtsbetreuerinnen und Hebammen sind dabei wichtige Akteurinnen. Die Geschichte der Gebärhaltung zeigt gut illustriert Gebärhaltungen in verschiedenen Kulturen auf. Plazenta- und Reinigungsrituale für Kind und Mutter, Wochenbett- und Still-Ernährung usw. werden am Beispiel der Mafa in Kamerun beschrieben. Man hätte sich noch mehr solcher ethnologischer Beiträge gewünscht.

Hermann Lechleitner (Hg.): Selbstheilungskräfte. Die Quelle zur Stärkung und Heilung im eigenen Ich. 134 S., ill. (Ethnomedizin).

In aller Welt bezwecken Heilrituale die Aktivierung der Selbstheilungskräfte. Dieser Ratgeber mit seinem besonders ganzheitlichen Ansatz möchte das Wissen über das Immunsystem und die Anatomie des Körpers mit der Rückkoppelung an die Psyche verknüpfen. Den eher wissenschaftlichen und medizinischen Teil deckt *Hermann Lechleitner* ab (Facharzt für Anästhesie und Psycho-Onkologe). Er veranschaulicht die Wirkungsweise unserer diversen Selbstheilungskräfte und stellt sie dem Stress gegenüber. Unspezifische Aspekte der Selbstheilung sind z.B. die Anerkennung der Stress-Reaktionen, der Lebensstil, die Bewegung und die Ernährung. Verschiedene Bewusstseinstechniken werden besprochen, die der Entspannung dienen und so die Selbstheilung fördern, z.B. Autogenes Training, Visualisierungen, NLP, Yoga, Tai Chi und Qi Gong.

Im zweiten Teil des Buches lädt der Ethnologe und Bewusstseinsforscher *Manfred Kremser* zu einer virtuellen Reise ein: zu früherem Heilwissen der Menschheit, in innere Welten und metaphysische Dimensionen, sozusagen eine Kartographie erstellend. Besondere Aufmerksamkeit schenkt er der ältesten Heilkunst der Menschheit, dem Schamanisieren, veranschaulicht am Beispiel des «Mandol», einer schamanischen Trance-Heilung in Zentral-Indien. Das «Avule»-Heilritual der Azande in Zentralafrika ist ein psychodramatischer Trance-Tanz, der die spirituelle Lebensgemeinschaft des Heilers mit wilden Tieren bekräftigt, und durch die Einnahme eines starken Halluzinogens werden auch seine hellseherischen Fähigkeiten aktiviert. Im Abschnitt «Energetisieren – Spirituelle Arbeit mit dem sechsten Sinn» begegnen wir dem Donnergott Shango (ursprünglich dem Yoruba-Pantheon in Westafrika entstammend), welcher den Afro-Amerikanern in der Karibik als metaphysische Gestalt gilt, die Macht, Kraft und Energie in sich vereint. Der Autor sieht all diese Rituale als Kunstwerke, die den Menschen eine

heilende Botschaft mitteilen. Stets sind sie in zwischenmenschlicher Verpflichtung und in der jeweiligen Gesellschaft verankert.

Ebenfalls mit Leben als Energie befasst sich der Designer, Kulturanthropologe und Grenzgänger *Wittigo Keller*, u.a. unter den Stichworten Proportion und Gleichgewicht, Kraft der Zeichen und Symbole, Orte der Begegnung, Kraftplatz und Kraftobjekt, Schamanenflug und Urton. Der vorläufige Schlusspunkt findet sich in der Moderne in der Transpersonalen Psychologie eines Charles Tart oder Stanislav Grof.

Christian Rätsch: Medizin aus dem Regenwald. Die Weisheit der Naturvölker. 141 S., ill. (Ethnomedizin).

Der vierte Band dieser Reihe, der für ethnobotanisch versierte LeserInnen speziell interessant sein dürfte, beginnt sympathischerweise mit einer Danksagung: Der Ethnopharmakologe und Altamerikanist Rätsch, Zauberlehrling der mexikanischen Lakandonen, dankt seinen Lehrmeistern, die ihn in die Geheimnisse des Regenwaldes einweihten. Aber auch Regenwaldvölker und ihre Praktiken in andern Teilen der Welt finden Berücksichtigung in seinen Ausführungen. Auch hier treffen wir wieder auf schamanisches Wissen. Der bei uns bekannteste Trank ist wohl Ayahuasca. In diesem Zusammenhang zeichnet sich ein Skandal ab, falls es nordamerikanischen Wissenschaftlern gelingt, das chemisch-pharmakologische Prinzip des Ayahuasca als Patent anzumelden, obwohl es seit Generationen ein geheim gehaltenes und vererbtes Heilmittel der verschiedenen Amazonas-Stämme ist. Auch von psychoaktivem Schnupfpulver ist die Rede, von Tabak, Curare, giftigen Baumfröschen und Zauberpilzen. Die Regenwaldapotheke ist reich bestückt mit Heil-, Stärkungs- und Genussmitteln, Aphrodisiaka, Räucherstoffen und solchen für Kosmetika.

Die Zukunft der Regenwaldmedizin steht und fällt natürlich mit der Zukunft der Regenwälder und ihres Artenreichtums. Offenbar beklagen viele alte Schamanen neben der fortschreitenden Zerstörung ihrer Lebenswelt und der pharmazeutischen Ausbeutung ihrer Ressourcen auch einen Nachwuchsmangel und befürchten den unwiederbringlichen Verlust ihres Wissens. Einer Zusammenarbeit mit westlichen Medizinern und Ethnopharmakologen können wiederum einige Schamanen auch Positives abgewinnen. *Regina Zoller-Brunnschweiler*

Kurt Dröge/Imke Tappe (Hg.): Festkultur in Lippe. Beiträge zum öffentlichen Festwesen im 19. und 20. Jahrhundert. Münster/New York: Waxmann 1994. 442 S., Abb., Karten, Grafiken. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 81).

Feste und Brauchkultur gehören zwar traditionell zu den bevorzugten Untersuchungsgegenständen der Volkskunde, verloren dann aber an Bedeutung, um seit den 80er Jahren mit neuen Methoden und veränderten Fragestellungen ein Revival zu erleben. Der vorliegende Band entstammt der Initiative einer kleinen Gruppe von VolkskundlerInnen und HistorikerInnen, die sich 1989 zur Fachstelle Volkskunde im Lippischen Heimatbund zusammengeschlossen haben. Eine breit angelegte Umfrage zu den gegenwärtig in ganz Lippe gefeierten Festen und Bräuchen war Grundlage des Projekts. Neben einem einführenden Beitrag werden sieben Fallstudien vorgestellt, die sich mit unterschiedlichen Methoden, Quellenmaterialien und räumlichen und zeitlichen Schwerpunktsetzungen an verschiedene Bereiche der Festkultur herantasten. Fünf der Studien sind bestimmten Festtypen gewidmet, zwei bieten Querschnittsanalysen der Kleinstädte Lemgo und Blomberg. Etwas zu kurz kommen, wie auch die HerausgeberInnen selbstkritisch bemerken, die aktuelle Kommerzialisierung des Festwesens und die Feste der «Fremden», die besonders schwierig zu erfassen seien.

Regina Fritsch und *Annegret Tegtmeier-Breit* skizzieren in ihrem einführenden Beitrag die spezifische Situation des heutigen Kreises Lippe, der erst 1947 seine Selbständigkeit verlor und Teil des neuen Landes Nordrhein-Westfalen wurde. Das Forschungsprojekt basiert vor allem auf der traditionellen Befragung von Gewährspersonen. Diese wurden in der Regel via örtliche Heimatvereine angeschrieben. Bei dieser Methode wird sofort die Dominanz der Vereine als Organisatoren von Festen sichtbar, bestimmte Festarten werden aber vernachlässigt. Als besonders typisch werden von den meisten Gewährspersonen das Heimatfest, die Kirmes, das Schützenfest oder ein anderes Vereinsfest angesehen. In den letzten Jahren und Jahrzehnten neu entstanden sind vor allem Karnevalsfeste, Dorf- und Stadtfeste und Strassenfeste. Als besondere zeitliche Einschnitte erlebten die meisten Gewährspersonen die 1930er und die 1950er/60er Jahre, letzterer besonders durch den Strukturwandel der Landwirtschaft sowie den Bevölkerungszuzug nach dem Zweiten Weltkrieg geprägt.

Regina Fritsch widmet sich dem Wandel der Stadt- und Ortsjubiläen. Sie analysiert die Festpro-

gramme und wertet die Berichterstattung in der Lokalpresse aus. Das früheste fassbare Ortsjubiläum fand 1888 in Salzuflen statt. Eine deutliche Zunahme ist allerdings erst in den 1950er Jahren zu verzeichnen, ein eigentlicher Boom setzt in den späten 70er Jahren ein. Häufig wirkten Jubiläumsfeste als Initialzündung für die Herausbildung einer «Heimatfesttradition». Die älteren Festtraditionen waren zum Teil verbunden mit Gründung von Trachten- und Volkstanzgruppen (Schwalenberg), zum Teil bereits auch mit dem Fremdenverkehr. Eine wichtige Rolle, vor allem in den 20er Jahren, spielte die Heimatschutzbewegung, die sich als Gegenbewegung zur so gedeuteten «Kulturkrise der Gegenwart» verstand, deren Ursachen vor allem in der Industrialisierung und Urbanisierung des Landes gesehen wurden. Treibende Kräfte und Organisatoren waren Angehörige des Bildungsbürgertums, höhere Beamte, Lehrer, Pfarrer.

In den Umzügen fanden sich neben historischen Themen zunehmend auch Darstellungen aus dem Arbeits- und Volksleben, insbesondere Versatzstücke der romantischen Volkskunde wie Spinnstube, bäuerlicher Hochzeitszug, Erntezug und Dreschwagen. Das idealisierte Dorfleben wurde z.T. auch für städtische Urlauber inszeniert. Gut sichtbar wird die zunehmende völkisch-nationale Ausrichtung und «Germanisierung» der Jubiläumsfeste in den 20er und 30er Jahren, etwa in Form von «Germanischen Fest- und Weihespielen» und «Germanischen Umzugsgruppen».

Nach dem Krieg entstanden neue Programmpunkte wie Sportwettkämpfe, die vor allem die Jugend ansprechen sollten, welche nicht mehr automatisch an den Festen teilnahm. Handwerks- und Gewerbebetriebe demonstrierten in der Nachkriegszeit die wiederauflebende Wirtschaftskraft. Die Heimatüberhöhung blieb, auch wenn die Germanen verschwanden; Hochzeitszug, Spinnstube und Erntewagen hatten weiterhin eine angebliche Kontinuität des in Traditionen eingebundenen Dorf- und Landlebens herzustellen. Die Festzüge wurden zunehmend standardisiert und professionalisiert, häufig besorgten Kostümverleihfirmen die Gestaltung. Den Boom der Dorf- und Heimatfeste in den 1970er Jahren führt Regina Fritsch auf den Strukturwandel zurück. Während vorher Landflucht und die Zunahme der städtischen Bevölkerung die Entwicklung prägten, folgte nun eine Phase der alternativen Wohn- und Lebensweise, verbunden mit stärkerer Mobilität. Erholung- und Urlaubsuchende kamen immer häufiger in die ländlichen Gebiete. Die Feste werden immer länger und vielfältiger. Die Stadt Lage feierte ihr Jubiläum 1974 ein ganzes Jahr lang.

Diversifizierung, Angebote im Baukastensystem und Raum zur Selbstdarstellung für einzelne Vereine prägen heute den Festablauf. Zelebrierte Bürgernähe soll der zunehmenden Anonymisierung des im Zuge der Gemeindereform zentralisierten Verwaltungsapparates entgegenwirken und bietet überdies gute PR-Möglichkeiten für lokale Politiker. Auswärtige Künstler, Sportler und Leute von Radio oder Fernsehen werden beigezogen, aus den Medien bekannte Unterhaltungssendungen nachgeahmt, was den konsumorientierten Unterhaltungscharakter verstärkt.

Imke Tappe zeigt in ihrem Artikel «Jahrmärkte sind Freudentage. Aspekte zur Kirmes im 19. und 20. Jahrhundert» Tendenzen von Veränderung und Beharrung im Brauch- und Festgeschehen der Jahrmärkte und Kirmessen auf. Die schwierige quellenmässige Erschliessung der Jahrmärkte zwingt zu akribischen Spurensicherungen, die auch Unerwartetes bringt, etwa den damals nicht so seltenen Beruf der Dompteuse. Die Mühen und der Alltag einer Schaustellerfamilie werden exemplarisch dargestellt.

Kurt Dröge bietet einen Überblick über die «Schützenfeste im Lippischen». Die grosse Bedeutung der Schützenvereine in Nordwestdeutschland ist bekannt. Die Erfassung der einzelnen Feste und Vereine bietet nun regionales Grundlagenmaterial. Bereits im 19. Jahrhundert sind Schützenfeste bekannt, erst vor dem Ersten Weltkrieg werden aber weite Teile der ländlichen Regionen Lippes davon erfasst und kann von einer allgemeinen, wenn auch nicht flächendeckenden Verbreitung gesprochen werden. Nach dem Zweiten Weltkrieg erfährt nur die Hälfte der vor dem Krieg existierenden Feste ein Wiederaufleben. Als dörfliches Fest bleibt es nur in wenigen Gebieten erhalten. Schützenfeste sind heute eher eine städtische Angelegenheit, wobei sich auch hier die Trägerschicht verändert hat. Nicht mehr die obere Mittelschicht, sondern kleinbürgerliche Gruppierungen dominieren die Vereine.

In seinem zweiten Beitrag «Zwischen Volksfest und Soldatenstammtisch» untersucht *Kurt Dröge* das Festwesen der Kriegervereine von 1871 bis 1939. Diese waren an vielen Orten massgebend an der Entstehung des neuen, organisierten Festwesens beteiligt, welches nicht am kirchlichen oder landwirtschaftlichen Rhythmus orientiert war. Am Beispiel des Dorfes Ehrentrup arbeitet Dröge die zentralistisch und hierarchisch aufgebaute Vereinsstruktur, die Festwut der Kriegervereine im späten 19. Jahrhundert und die ihnen in der Kaiserzeit gewährten Privilegien heraus. Den überraschend hohen Anteil von Sozialisten und Kommunisten in den Kriegervereinen während der Nazizeit erklärt er damit, dass jene damit dem SA-Beitritt entgehen konnten; die Mitgliedschaft in den Kriegervereinen stellte für sie das kleinere Übel dar.

Den Ernte- und Erntedankfesten, die vielerorts verschwunden sind, wendet sich *Annegret Tegtmeier-Breit* zu. Sie diskutiert verschiedene Interpretationen der Bedeutung der Feste und tritt der noch immer weitverbreiteten Ansicht entgegen, diese Feste seien sehr alt. Im 19. Jahrhundert noch nicht sehr spektakulär, wurden sie erst im 20. Jahrhundert grösser und bedeutender, gerade dann, als die Bedeutung der Landwirtschaft sank. Erntebräuche und Erntefeste erscheinen als Reaktion auf strukturelle Veränderungen. Die Hoferntefeste zum Beispiel verschwanden mit dem Einsatz der Mähdrescher und dem Verlust der Arbeits- und Hilfskräfte in der Landwirtschaft. Die heute noch oder wieder gefeierten Feste haben sich vielerorts von ihrer landwirtschaftlichen Verbindung gelöst und andere Gestaltungsformen und Funktionen angenommen.

Jürgen Scheffler legt mit «Feste, Feiern und Vergnügen in Lemgo» eine Fallstudie zum Wandel städtischer Festkultur im 19. Jahrhundert vor. Während dörfliche Feste oft recht gut untersucht sind, gehören Untersuchungen zu den komplexen Zusammenhängen zwischen städtischer Gesellschaft und urbaner Festkultur im 19. Jahrhundert, die sowohl nach den Abgrenzungsmechanismen als auch nach wechselseitigen Beeinflussungen zwischen unterschiedlichen schichtspezifisch geprägten Festmilieus fragen und die im Hinblick auf die Ausdifferenzierung sowie den Wandel städtischer Festkultur zwischen verschiedenen Stadttypen, d.h. zwischen Gross- und Kleinstädten, Industrie- und Verwaltungsstädten, unterscheiden, noch immer zu den Ausnahmen in der historischen Festforschung. Scheffler zeigt am Beispiel von Lemgo, lange Zeit die bedeutendste Stadt in Lippe, dass Feste im 19. Jahrhundert im Zeichen des Wandels von der städtischen Geselligkeit zur modernen Freizeit stehen. Expansion und Differenzierung sowie Zivilisierung und Reglementierung sind Kennzeichen der Veränderungen, die zu verzeichnen waren. Um 1900 gehören die Feste und Feiern des Bürgertums sowie die Feste und Vergnügungen der Arbeiterschaft und der «kleinen Leute» zu den zentralen Ereignissen des öffentlichen Lebens in der Kleinstadt.

Dieter Zoremba setzt die lokale Analyse fort mit «Feste und Feiern in Blomberg. Zur kleinstädtischen Festkultur zwischen Weimarer Republik und Nationalsozialismus». Zoremba kann in seinem wichtigen Artikel über Kontinuitäten, Veränderungen und Brüche kleinstädtischer Festkultur in den 20er und 30er Jahren aufzeigen, dass in der Wahrnehmung der Vereine die wesentlichen Einschnitte in den Vereinsgeschichten beim Beginn des Zweiten Weltkrieges und bei 1945 mit den Problemen des Wiederaufbaus liegen. Die Zeit des Nationalsozialismus bis 1939 und die herrschaftsstabilisierende Funktion der Vereine im lokalen Festwesen bleiben in den Vereinschroniken ausgespart. Man versteht sich vielmehr als Wahrer einer alten, scheinbar ungebrochenen Tradition, die es zu pflegen und fortzuführen gilt.

Die Beiträge des Bandes bieten breites Grundlagenmaterial und interessante thematische oder regionale Untersuchungen zum Festwesen. Eine abrundende Synthese der Festkultur in Lippe hätte die aufwendige Forschungsarbeit bereichern können. *Walter Leimgruber*

WERNER BELLWALD: Zur Konstruktion von Heimat. Die Entdeckung lokaler «Volkskultur» und ihr Aufstieg in die nationale Symbolkultur. Die Beispiele Hérens und Lötschen (Schweiz). Sitten: Walliser Kantonsmuseen 1997. 381 S., 125 s/w Ill. (Kantonales Museum für Geschichte und Ethnograhie. Ethnologische Reihe, 5).

Der reiche Fragenkatalog, der diese Arbeit über zwei Wallisertäler und deren Brauchtum einleitet, zielt aufs Ganze: das Zusammenspiel von kultureller Praxis, Kulturwissenschaft und politischer Ökonomie. Vordergründig steht die Frage, wie es dazu kam, dass ein Aspekt der Lötschentaler Fastnachtsriten – die geschnitzten Masken – zum Exportartikel wurde und in den nationalen Symbolhaushalt einging, während die Fastnachtsmasken des nahe gelegenen und kulturell und ökologisch fast identischen Hochtals Hérens fast unbekannt blieben. Um die Tiefen hinter dieser Frage aufzudecken und bei den Schlussthesen zu «fabrizierten Folklorelandschaften» zu gelangen, durchquert Werner Bellwald vier von aussen in Bewegung gesetzte Etappen der «Entdeckung der lokalen Kultur» (Wege der Wissenschaft, die touristische Ebene, Segmente der Volkskultur in Heimatkunst und Heimatliteratur, und Elemente der Volkskultur im Dienste des schweizerischen Bundesstaates) sowie die interne Auseinandersetzung und Aneignung mit der eigenen, stereotypisierten Kultur.

Bellwald betrachtet die Fastnacht als «aussagekräftiges Beispiel für das Verhältnis zwischen Forschenden und Erforschten» und sieht sie auch als den Bestandteil des Kanons, der die Fachgeschichte am deutlichsten nachzeichnet (S. 14). Die nachfolgenden Kapitel bekräftigen diese Aussage mit Sicherheit für das gewählte geographische Forschungsgebiet; für die europäische Ethnologie müsste man allerdings vorsichtiger formulieren, nicht zuletzt weil, wie Bellwalds Arbeit zeigt, je nach historischen

Umständen, Forscherpersönlichkeiten oder gar Zufällen unterschiedliche Aspekte des Kanons in bestimmten Lokalitäten «blühen». Rein volumenmässig dürfte zum Beispiel die Erzählforschung der Brauchforschung in Sachen Kanonentwicklung durchaus ebenbürtig sein. Die zwei Fallbeispiele Lötschen und Hérens werden in Kapitel 2 und 3 dargestellt. Nebst Überlegungen zur Feldarbeit und den Problemen, die sie an die persönliche und professionelle Ethik stellt, besticht hier die sensible Darstellung des Brauchgeschehens selbst. Schriftliche Quellen, Interviews und eigene Beobachtungen werden hier nicht nur auf Brauchmorphologie hin, sondern auch mit Bezug auf Erinnerungen, Motivationen, und Erlebensgefühl der Handelnden untersucht. Hier hätte man allenfalls ein etwas breiteres wissenschaftliches Bezugsfeld einbringen können (insbesondere der Ansatz von Victor Turner wäre hier wohl gewinnbringend einzusetzen), doch Bellwalds Auswahl an durchleuchteten Momenten für den Fall Evolène in Hérens besticht genauso wie die Darstellung Lötschens als einer überbefragten – und der eigenen Bekanntheit müden – Bevölkerung, die sich nichtsdestotrotz auf ihre Weise für die Ursprünge der eigenen Bräuche interessiert. In einem späteren Kapitel bezeichnet Bellwald seinen Ansatz als «subjektorientierte Ethnographie» (S. 107), die im Falle Lötschen das Erkenntnisinteresse der Brauchträger würdigt und den in der wissenschaftlichen Brauchanalyse gängigen Kompensationsthesen beigestellt anstatt unterstellt wird.

Das vierte Kapitel durchleuchtet die zwei Fallbeispiele sodann nach dem Zusammenspiel von äusserem Interesse und interner Rezeption. Das wissenschaftliche Interesse am Lötschental und insbesondere seinen Masken erlaubt hier in der Tat einen geschichtlichen Überblick der gängigen volkskundlich-ethnologischen Theorien und Interpretationsstreitigkeiten. Im Fall Evolène hingegen ist es gerade der Mangel an wissenschaftlichen Arbeiten zur Fastnacht, die Bellwald einen Erklärungsversuch «ex negativo» erlauben: der Evolèner Fastnachtspraxis ermangeln zumindest teilweise die volkskundlichen Interpretamente und dadurch auch eine wichtige Stütze im Aufstieg zum nationalen Symbol. Nebst Wissenschaft analysiert Bellwald touristische Wahrnehmung und Aufbereitung der beiden Täler über zweihundert Jahre, deren Bearbeitung und Darstellung in Malerei und Dichtung und deren segmentierte Aufnahme in bundesstaatliche Anlässe und Rhetorik. Die detaillierten Daten, die sicherlich zuvor noch nie in gleichartiger Mikrokomparatistik eruiert wurden, machen die Komplexität dieser Studie greifbar: will man den Prozess der Bildung einer nationalen Symbolstruktur nachvollziehen, bedarf es dieser breitgefächerten Datenstruktur. Will man zusätzlich die Teilhaberschaft einer lokalen Bevölkerung an diesem Prozess sowie den Einfluss der von aussen stimulierten Brauchtumsökonomie auf lokales Verhalten und Empfinden nachzeichnen, so bedarf es des weiteren der insbesondere für den Fall Lötschen sehr ausführlich dargestellten «endogenen» Perspektiven, Weigerungen und Aneignungen eines dem Brauchtum abgewonnenen Emblems. Für Lötschen werden hier die Masken referiert, für Evolène die Tracht.

Das sechste Kapitel behandelt den volkskundlichen Wissensstand zu Fragen der Stereotypisierung, dem Prozess, der zum «Stellvertreterstatus» führt, der Rolle von Territorium und Kultur und der Herausbildung von Folklorelandschaften.

Der Band ist gewichtig, und dies nicht nur, weil er zweispaltig gedruckt und mit ausgezeichnet reproduzierten Illustrationen versehen ist. Die «reflexive Wende» der Ethnologie ist streckenweise in Bellwalds Denken und Schreiben eingegangen, was bei einer Thematik, die sich intensiv mit der Verwandlung von kultureller Interpretation in kulturelles Interpretament befasst, auch unumgänglich ist. Die eingangs aufgeworfenen Fragen werden durch die ganze Arbeit hindurch reflektiert, erweitert und, wie der Autor bereits zu Beginn andeutet, oft durch weitere Fragen beantwortet.

Man hätte sich gewünscht, dass bei der Vorbereitung dieses schönen Bandes die Charakteristika des Dissertationsstils herausgekürzt worden wären, denn was Bellwald gedanklich und empirisch liefert, ist alles andere als ein Lehrstück. Bellwalds Zugriff auf deutsche und französische Fachliteratur ist beeindruckend in seiner Breite, und im zusammenfassenden Schlusskapitel erlaubt er sich auch eine prägnante Stellungnahme zur Rolle des Fachbereichs in der Gegenwart und der Art, wie er seine Studie diesbezüglich verstanden haben möchte – als Beitrag zum Verständnis der Verwendung kultureller Spezifik und der Rolle der Wissenschaft in diesem Prozess. Eine umfassendere Einleitung, die die durch den ganzen Text laufende Auseinandersetzung mit volkskundlicher Theorie und Praxis vorausschickt, könnte den LeserInnen als Wegweiser dienen. Die Arbeit spricht so viele unterschiedlich gelagerte Probleme an, dass fachfremde LeserInnen, für die diese Studie als Einblick in die gegenwärtige Breite und Tiefe volkskundlicher Fragestellungen durchaus empfohlen werden kann, im Dickicht des Textes den Faden verlieren könnten.

Es bleibt zu hoffen, dass Werner Bellwald Ausschnitte dieser Arbeit in pointierter Form in kulturwissenschaftlichen Fachzeitschriften vermitteln wird, damit seine Ideen auch die breite Rezeption erhalten, die sie verdienen. *Regina Bendix*

VERA DEISSNER: Die Volkskunde und ihre Methoden. Perspektiven auf die Geschichte einer «tastend-schreitenden» Wissenschaft bis 1945. Mainz: Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz 1997. 312 S. (Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 21).

Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich um eine Dissertation, welche 1996 von der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz angenommen wurde. Die Autorin befasst sich in ihrer Arbeit mit der Geschichte der Volkskunde im Hinblick auf deren Werden als Wissenschaft und dementsprechend auch als universitäre Disziplin. Inwiefern und in welcher Art diese beiden Bereiche zueinander in Verbindung stehen, wird eine Frage der Untersuchung sein.

Der Blickwinkel der Arbeit richtet sich auf die Methodologie des Faches. Da nach Deissner in der Methodik einer Disziplin deren Kern liegt und sich demnach deren Grad an Wissenschaftlichkeit daran messen lässt, bietet sich für die Untersuchung das historische Feld der methodischen Entwicklungen in der Volkskunde an. Die Abgrenzung des Faches sowohl nach innen als auch nach aussen geschieht von diesem Kerngebiet her.

Die Autorin geht mit ihrer Arbeit nicht einfach ein neues Kapitel der Fachgeschichtsschreibung an, das additiv das bisher Geleistete erweitern würde, sondern sie versucht mit einem neuen Ansatz den von ihr gewählten Untersuchungsbereich zu strukturieren und so neuer Erkenntnis zugänglich zu machen. Ausgehend von der These, dass die Methodenentwicklung der Volkskunde «eine Geschichte von Brüchen, Diskontinuitäten, Schüben und Phasen der Stagnation» war, fällt ihre Wahl auf die Theorie Thomas S. Kuhns von der Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Kuhns Theorie stellt ein Modell der Wissenschaftsentwicklung und ein Begriffsinstrumentarium zur Verfügung, das «in besonderem Masse den Blick auf Brüche freigibt». Dieses theoretische Fundament ermöglicht die Untersuchung und Analyse des Bereichs der Wissenschaft an sich. Die Wissenschaft (und vor allem die Universität, wie die aktuelle Situation deutlich zeigt) bleibt aber nicht unberührt von ausserwissenschaftlichen Einflüssen. Besonders in den Phasen der Entstehung oder einer Krise dringen äussere Faktoren in die Wissenschaft ein und prägen deren weiteren Verlauf. Um auch diese Faktoren fassen und in die Untersuchung einbeziehen zu können, ist die Wahl eines zweiten theoretischen Zugangs, der den gewünschten Bereich eröffnet, nötig. Vera Deissner bezieht sich hier auf Michel Foucaults Diskurstheorie (in einer späten Fassung, wie er sie in seiner «Archäologie des Wissens» 1990 publiziert hat).

Im ersten grossen Kapitel ihrer Arbeit stellt die Autorin die beiden Modelle von Kuhn und Foucault zusammenfassend dar, wobei sie die für ihre Arbeit wichtigen Begriffe und Strukturmodelle betont. Ebenso diskutiert sie dabei die Reichweite und problematischen Punkte der theoretischen Konzepte. In einer kurzen Zusammenschau von Kuhn und Foucault am Ende dieses ersten Kapitels zeigt sie nicht nur die Parallelen in den beiden Ansätzen auf, sondern ordnet Kuhns Paradigmenmodell als Spezialfall in dasjenige des Diskurses nach Foucault ein. Demnach beleuchtet der Ansatz Kuhns den Spezialbereich Wissenschaft, der aber einerseits in einen umfassenderen allgemein-gesellschaftlichen Diskurs eingebunden ist und andererseits auch in sich als Diskurs verstanden und analysiert werden kann.

Den Hauptteil der Arbeit stellt die im Anschluss an die theoretischen Grundlagen analysierte Geschichte der Volkskunde von ihren Anfängen bis zum ersten Abschluss ihrer Verwissenschaftlichung Anfang der 30er Jahre dieses Jahrhunderts dar. Entsprechend der Theorie Kuhns strukturiert Deissner ihre Untersuchung nach den Phasen einer vorparadigmatischen Zeit, der Paradigmatisierung und der Konsolidierung eines Paradigmas, worauf die Zeit der normalen Wissenschaft folgen kann. Zur Analyse der Sprunghaftigkeit und Heterogenität der Ansätze, Entwicklungen und Fortschritte der volkskundlichen Forschung auf dem Weg zu einer wissenschaftlichen und universitären Disziplin zieht Deissner die Diskursanalyse Foucaults bei. Indem sie den volkskundlichen mit dem allgemein-gesellschaftlichen Diskurs vergleicht, ergeben sich Erklärungen (durch das Aufscheinen von bestimmten institutionellen Gegebenheiten, von Parallelitäten in den Diskursen) für die spezifische Art der volkskundlichen Wissenschaftsentwicklung.

Neue Perspektiven für die Interpretation der Geschichte der Volkskunde ergeben sich aus der von Deissner gewählten theoretischen Betrachtungsweise besonders für die noch vorparadigmatische Anfangsphase im 19. Jahrhundert und diejenige direkt nach Abschluss der Paradigmatisierung, in welcher der Nationalsozialismus in die Wissenschaft (nicht nur der Volkskunde, sondern als Ganzes) einbrach. Entgegen den bisherigen Ansätzen, wo in den Forschungsbemühungen der Altertumskunde, Mythologie oder Völkerpsychologie meist Vorläufer der Disziplin Volkskunde gesehen werden, vertritt Deissner den Ansatz, dass alle diese Forschungsgebiete zwar ähnliche Interessen verbunden, der jeweilige methodische Ansatz sie aber doch in eigene, voneinander abgegrenzte Fächer getrennt hätte.

Für die Zeit des Nationalsozialismus erhellt der Foucaultsche Ansatz die fatale Verflechtung des gesellschaftlich-politischen Diskurses mit demjenigen der Wissenschaften und speziell demjenigen der Disziplin Volkskunde. Deissner betreibt keine Verharmlosung der persönlich-menschlichen Verant-

wortlichkeiten für die fachhistorischen Entwicklungen im Dritten Reich, indem sie einer rein strukturalistischen Interpretation das Wort redet. Das Herausarbeiten der Verbindungen zwischen Macht- und Wissenschaftsstrukturen ermöglicht aber das Erkennen und Verständnis dieser und ähnlicher Konstellationen und möchte damit auch den Blick schärfen für weitere historische Beispiele solcher Verflechtungen. *Sabine Eggmann*

Arlette Köfer-Rickenbach/Fernand Rausser/Johannes Schmid-Kunz: Trachten machen Leute. Details und Miniaturen – Die Schönheit im Kleinen und Feinen. Bern: Stämpfli Verlag 1998. 127 S., ill.

Die beiden Autoren, Arlette Köfer-Rickenbach und Johannes Schmid-Kunz, und der Fotograf Fernand Rausser haben einen bislang wenig üblichen Forschungsansatz gewählt: Nicht die Schweizer Trachten als ein Gesamtes stehen im Mittelpunkt ihres mit herrlichen Bildern ausgestatteten Werkes, sondern jene Einzelheiten, aus denen sich eine Tracht zusammensetzt. Denn die Trachten ändern sich, die Funktion der Details aber bleibt über Jahrhunderte gleich. Letztlich geht es um ein Warum, um die zeit- und stilbedingte Lösung des Problems – sagen wir – des Kopfschutzes (vgl. das erste Kapitel: ‹Von Hüten und Hauben›). Kleider dienten seit jeher dem Wärmeschutz des Körpers, aber auch der Zurschaustellung von Reichtum, sozialer Stellung und persönlicher Vorlieben. Also besitzt jedes Detail mehrere Funktionen.

Es liegt auf der Hand, dass einerseits eine Tracht nicht über Jahrhunderte unverändert bleibt, obwohl der Uneingeweihte gerade das Starre, Traditionelle der ortsgebundenen Kleidung sieht, und dass andererseits eine Tracht die andere auch nicht übergangslos ablöst. Nein: Stil, Wandel, Fortschritt, Abkehr und erneute Hinwendung vollziehen sich schrittweise, im Verborgenen – eben im Detail! – und sind nur scheinbar plötzlich da. Die stiltragenden Elemente sind sichtbare Zeichen von gesellschaftlichen Veränderungen (z.B. der Wandel von der kurzen, knappen Kniehose, der *culotte*, zu den langen Hosen der *sans culottes* nach 1798), sie stehen also keineswegs losgelöst vom realen Leben der Trägerinnen und Träger, aber durch ihre Zeichenhaftigkeit besitzen sie symbolischen Wert. Dieser kann durchaus auf die früheste Antike zurückgehen, wie das Beispiel des Granatapfelmotivs zeigt. Gerade beim Schmuck werden uralte, meist unbewusste Bedeutungen lebendig. Die religiöse Bedeutung mag mehr oder weniger klar sein (z.B. beim nur in der Schweiz nachgewiesenen *Deli*, Medaillon mit Hinterglasmalerei), aber die magische Wirkung von Schmuck (Broschen, Halsketten) und von (hauptsächlich) Halbedelsteinen, die als Amulett getragen wurden, ist heute weitgehend in Vergessenheit geraten, nicht zuletzt wegen der Fortschritte in der Medizin.

Das Buch geht auch der Frage nach, woher Materialien kommen, welche Verarbeitungstechniken sie voraussetzen oder nach sich ziehen, und welche weltweiten Einflüsse sich schliesslich z.B. in der Sennentracht des Alpsteins, des Berner Oberlandes und des Greyerzerlandes niederschlagen. Letztlich sind es vor allem der spanische und der französische Hof zu ihrer Blütezeit unter Karl V. bzw. unter Ludwig XIV. (und seiner Nachfolger), die die Trachten am nachhaltigsten beeinflusst haben. Dies ist keineswegs verwunderlich, denn das Kopieren der Kleidung der Vornehmen gehört zur Geschichte der Menschheit seit eh und je. Auf dem Land haben sich nun Einzelheiten halten können (z.B. Mieder und Halsschmuck der Frau oder Wams und kurze Hosen des Mannes), die in den schnellebigen Städten verlorengingen. Die Etymologie der oft rätselhaften Bezeichnungen erhellt den Ursprung eines *Halsbätti* (von «Gebet») oder einer *Tüll*spitze (von Tulle, Stadt in Frankreich) und fasziniert mit überraschenden Einsichten. So gesehen ist das vorliegende Trachtenbuch, das in bewusster Anlehnung an Gottfried Kellers Novelle durchaus «Kleider machen Leute» heissen könnte, eine Kulturgeschichte in Kürze, die weit über die Grenzen der Schweizer Heimat hinausreicht, ohne zu ermüden. Während im Zuge der industriellen Revolution und des aufblühenden Alpentourismus das Tragen von Trachten zurückging, durften diese Mitte des 20. Jahrhunderts eine wahre Renaissance erleben. Eine Zusammenfassung auf Englisch und auf Japanisch eröffnet auch ausländischen Kunden die Vielfalt und Schönheit der Schweizer Trachten. *Paula Küng-Hefti*

Attila Selmeczi Kovács (Hg.): 125 éves a Néprajzi Múzeum (= 125 Jahre Ethnographisches Museum). Budapest: Néprajzi Múzeum 1997. 217 S., ill. (Néprajzi értesítö = Annales musei ethnographiae, 79).

125 Jahre Ethnographisches Museum war ein würdiger Anlass, um am 5. März 1997 mit sechs Vorträgen der Gründergeneration zu gedenken. Sie sind im Jahrbuch 1997 abgedruckt; in einem zweiten Teil werden zahlreiche Vorträge einer Konferenz, die am 28./29. Oktober 1996 in Budapest stattfand,

mitgeteilt. Thema der Konferenz ist ein höchst aktuelles Problem: «Die wechselnden Methoden der Bild- und Tonaufnahmen in der volkskundlichen Forschung». Dankenswerterweise sind alle Artikel jeweils am Ende in englischer Sprache kurz zusammengefasst.

Das Ethnographische Museum entstand aus einer Forschungsabteilung des Nationalmuseums. Initiant dieser Vorläuferin eines unabhängigen, selbständigen Ethnographischen Museums war János Xántus (1825–1894). Er hatte 1869–1870 an einer fernöstlichen Expedition teilgenommen und damit den Grundstein gelegt für eine sehr erfolgreiche Ausstellung 1871 im Nationalmuseum in Budapest. Am 5. März 1872 erfolgte dann die Gründung der Ethnographischen Forschungsabteilung und seine Ernennung zum Direktor. Zwei grosse geflochtene Körbe aus seiner Borneo-Sammlung zieren ihm zu Ehren das Titelblatt des Jubiläumsbandes. Zusammen mit Flóris Rómer machte er sich sodann von 1886 an bis zu seinem Tod 1894 daran, systematisch Gegenstände ungarischer Volkskunst zu kaufen und zu sammeln. Schwerpunktmässig sammelte J. Xántus im Südosten (heute Rumänien), F. Rómer hingegen im Nordwesten (heute Slowakei; die Volkskunst der Grossen Tiefebene fesselte ihre Aufmerksamkeit nicht; sie gilt aber heute, nicht zuletzt wegen der aktuellen Staatsgrenzen, als «typisch ungarisch».) Die Ungarn-Sammlung (ca. 4000 Objekte) wurde 1873 in Wien ausgestellt und führte 1874 zur Gründung des Gewerbemuseums in Budapest. 1892 hatte die Ethnographische Abteilung die engen räumlichen Verhältnisse im Nationalmuseum verlassen können, doch erst anlässlich des Milleniums 1898 erhielt sie ein Drittel etwa dieser Sammlung von unschätzbarem Wert zurück. Die Rückseite des Jubiläumsbandes schmücken zwei wunderschöne bemalte Schmuckschachteln (sog. *tükrös*) mit Trinkszenen aus dem bäuerlichen Siebenbürgen.

János Jankó folgte János Xántus im Amt. Über sein Leben und Wirken liegt u.a. ein Band in der museumseigenen Reihe «Series historica ethnographiae» vor (Bd. 7; vgl. SAVk 92, 1996). Seine Verdienste um das Ethnographische Museum sind sehr gross, doch verstarb er viel zu früh (1902). Unter ihm erschien die erste selbständige Nummer des Mitteilungsblattes «Néprajzi értesítö» (1900), das seit 1954 als Jahrbuch konzipiert ist. Zu seiner Zeit sammelte ferner ein junger Forscher namens Béla Vikár zum erstenmal in Europa Volkslieder, die er auf einem von T. A. Edison entwickelten Fonografen festhielt. (Die Walzen sind heute im Ethnographischen Museum eingelagert.) In der Folge transkribierten Zoltán Kodály, Béla Bartók und László Lajtha die Melodien (ca. 1500 verschiedene Weisen) und machten sie so einem breiten Publikum zugänglich. Ihre eigene Arbeit als Komponisten und Musiker wurde von den ungarischen Volksweisen zutiefst beeinflusst. Ungarische Dichter inspirierte umgekehrt Béla Vikárs Übertragung des finnischen «Kalewala»-Epos, so dass die Initiative und die Tätigkeit dieses ungarischen Ethnographen weitestreichende Folgen hatten.

Gilt der erste Teil den Pionieren, kommen im zweiten Teil heutige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Ethnographischen Museums zu Wort. Sie sehen sich wachsenden Problemen der Konservierung des vorhandenen Bild- und Tonmaterials gegenüber. Ausserdem wird die Filmspule, kaum 100 Jahre alt, bereits durch digitale Verfahren abgelöst: Beinahe muss von einem Requiem auf die Fotografie gesprochen werden. Im Zeichen des Jubiläumsbandes möchte die Rezensentin ganz einseitig den ersten Teil bevorzugen und verweist auf den relativ grossen Bekanntheitsgrad der für Museen allerdings entscheidenden Problematik, die die Erhaltung alter Medien (z.B. Farbfotos) sowie die unbekannte Haltbarkeit neuer Medien (z.B. Videoaufnahmen) darstellen. *Paula Küng-Hefti*

Attila Paládi-Kovács: Ethnic traditions, classes and communities in Hungary. Ed. by Zsuzsa Szarvas. English translations by Elayne Antalffy and Bea Vidacs. Budapest: Institute of Ethnology, Hungarian Academy of Sciences 1996. 217 S.

Es ist ein bislang seltener Glücksfall, dass die Arbeiten eines ungarischen Ethnologen der jüngeren Generation in englischer Übersetzung vorliegen. Die zwölf Artikel entstanden zwischen 1982 und 1992, wurden mehrheitlich überarbeitet und erscheinen hier z.T. zum ersten Mal in englischer Sprache.

Der Autor ist einer historisch orientierten ethnologischen Richtung verpflichtet. Er lässt diese Richtung (im engeren Sinne) im letzten Artikel des vorliegenden Sammelbandes 1951 beginnen; ihren lebhaftesten Niederschlag fand sie in der Schaffung des Ungarischen Volkskundeatlas. Der Nähe der Ethnologie zur Geschichte liegt die Erkenntnis zugrunde, dass alle Elemente der Volkskunde in einen dynamischen Prozess eingebunden sind. Dadurch wird Ethnologie aus einer statischen Auffassung, die noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Sicht der Wissenschaftler bestimmte, herausgelöst und als ein komplexes Gebilde verschiedenster Einflüsse, das zugleich Altes bewahrt und Neues rezipiert, erkennbar. Der Wandel in der Einstellung der ungarischen Ethnologen ist sicher z.T. auf die einschneidenden Erfahrungen der beiden Weltkriege zurückzuführen, die Ungarn, im Herzen Mitteleuropas gelegen,

besonders hart getroffen haben. Diese Erfahrungen schärften aber auch den Blick für weiter zurückliegende Epochen des Umbruchs; so vor allem für die Einwanderungsströme und die Schaffung einer neuen, nationalen ungarischen Kultur in der Grossen Tiefebene nach Beendigung der Türkenkriege 1686.

Der erste (etwas lange) Artikel befasst sich mit dem Schicksal des sogenannten Niederen Adels, der in sich gar nicht etwa einheitlich war und nach Beendigung des mittelalterlich geprägten Feudalstaates (1844 Aufhebung der Leibeigenschaft, 1872 Aufhebung des Zunftwesens) verarmte. Interessant ist, dass Ungarn sogenannte adlige Dörfer besass, mit eigener Administration und Rechtsprechung, die infolge der Erbteilung oft kaum mehr bewirtschaftet werden konnten. In dieser untersten Schicht des verarmten Landadels machte den Unterschied zu den benachbarten Bauern nicht etwa der Lebensstandard aus, sondern die Mentalität. Die beiden anschliessenden Artikel untersuchen, weshalb es für Nichtungarn zwischen 1850 und 1910 attraktiv war, die ungarische Nationalität anzunehmen (mit 2 Kt.) bzw. wer als «guter Ungar» galt. Dabei werden auch Emigration und Diaspora berücksichtigt, die gerade in der Frage der Erhaltung von Elementen ungarischer Zugehörigkeit einen hohen Stellenwert haben. Der Autor wendet sich sodann Fragen der inneren Migration zu. Diese «Zweite Landnahme» fand vor allem im 18. Jahrhundert statt und brachte eine blühende Volkskunst hervor, die heute noch im In- und Ausland als «typisch ungarisch» empfunden wird, in Wirklichkeit aber aus dem Völkergemisch in der Grossen Tiefebene hervorgegangen ist.

Im Folgenden kommen verschiedene Berufszweige zur Sprache. Ethnische Zugehörigkeit und Beruf bzw. Tätigkeitsgebiet hingen aufs engste zusammen, konnten sich im Laufe der Zeit aber auch ändern. Juden und Zigeuner galten (und gelten) übrigens nicht als ethnische Minderheit, sondern als mehr oder weniger gut integrierter Teil der ungarischen Gesellschaft. Ein besonderes Augenmerk gilt dem Spracherwerb durch den Austausch der Kinder; dieser findet bis auf den heutigen Tag statt, einerseits in den Randgebieten zu Österreich und zur Slowakei, andererseits zwischen konfessionell verbrüderten Städten und Schulen (vor allem zwischen Siebenbürgen und Sachsen). Einst war der Erwerb der ungarischen Sprache ökonomisch attraktiv; heute verläuft der Austausch vermehrt in umgekehrter Richtung in deutschsprachiges Gebiet. Der Landwirtschaft und der Industriearbeit sind die drei folgenden Artikel gewidmet: Die ungarische Wirtschaft verdankt der heute ältesten Generation wegen ihres Fleisses und wegen ihrer Genügsamkeit sehr viel, und der Autor scheut sich nicht, vor ihr den Hut zu ziehen (vgl. S. 161: Foto seiner Grossmutter am Webstuhl). Am Beispiel der nordungarischen Stadt Ózd, die er genau kennt, zeigt er, dass Pendlerbusse als schnellste Kommunikationsträger fungieren. In der Schwerindustrie von Ózd haben sich etwa 270 Zeichen herausgebildet, die als Zeichensprache während der Arbeit vor Ort verwendet werden. Diese Metallarbeiter und die Bergleute in den umliegenden Erzbergwerken haben spezielle Sagen und Gebräuche, die an Gnome und Zwerge gebunden sind, bewahrt. Darauf nehmen die beiden letzten Artikel des vorliegenden Sammelbandes, die sich mit methodischen Fragen auseinandersetzen, u.a. Bezug. So befragte Vilmos Diószegi, der Spezialist des Volksglaubens, alle Probanden für den Ungarischen Volkskundeatlas.

Die Bedeutung historischer (auch schriftlicher) Quellen hat sich heute längst eingebürgert. Doch ihre Erschliessung ist eine so grosse, akribische Arbeit, dass von einem Abschluss keine Rede sein kann. Aber erst aufgrund der erhobenen Daten und der veröffentlichten Dokumente zum Alltag im 18. bis 20. Jahrhundert wird es endlich möglich sein, Schlüsse zu ziehen, der Analyse die wissenschaftlich fundierte Synthese folgen zu lassen und Gesetzmässigkeiten zu erkennen, die auch für die Zukunft Gültigkeit besitzen. *Paula Küng-Hefti*

ANNEMIE SCHENK: Deutsche in Siebenbürgen. Ihre Geschichte und Kultur. München: Beck 1992. 191 S., ill.

Durch die politische Wende 1989 in Rumänien und die vermehrten Aussiedlerströme nach Deutschland sind die Siebenbürger Sachsen im westlichen Ausland ins Blickfeld geraten. Die Frage nach Ursprung und Identität dieser Menschen deutscher Abstammung können die wenigsten Europäer ohne weiteres beantworten, so dass ein Nachholbedarf an Information herrscht. Diesem Bedürfnis wird die Autorin gerecht. Denn sie führt in leicht fasslicher Form wissenschaftlich fundiert und zugleich engagiert in die 850jährige Geschichte und Kultur der Siebenbürger Sachsen ein.

Der ungarische König Géza II. rief um die Mitte des 12. Jahrhunderts westliche Siedler in sein Land, um das östliche Randgebiet, das Siebenbürgen seinerzeit darstellte, durch ihm ergebene Landesbewohner zu festigen. Durch den Goldenen Freibrief (1224) von König Andreas II. erhielten die Siedler, die mehrheitlich aus rheinischen Gebieten stammten und erst von den neuen Nachbarn kollektiv

«Sachsen» genannt wurden, das Privileg einer eigenen «Nation» *(Universitas Saxonum)* auf Königsboden, d.h. sie waren direkt dem König unterstellt. Neben den beiden anderen «Nationen», den Ungarn in Siebenbürgen sowie den Szeklern, die Grenzwächteraufgaben wahrnahmen, konnte so ein einheitliches Rechts- und Verwaltungsgebiet um Hermannstadt herum entstehen. Die Rumänen, obwohl zahlenmässig stark anwachsend, entwickelten erst im 18. Jahrhundert ein eigenes Nationalbewusstsein; der Friede von Trianon 1919 gab schliesslich diesem neuen Selbstverständnis der Rumänen nach. Die beiden Weltkriege dieses Jahrhunderts sowie die Landreform von 1947 führten dazu, dass aus einer (im 19. Jahrhundert) beinahe 200000 Menschen umfassenden deutschsprachigen Bevölkerung eine ethnische Gruppe von (1992) 20000 Menschen wurde.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Siebenbürger Sachsen war im ganzen Mittelalter sehr gross. Die Städte Hermannstadt und Kronstadt trieben ausgedehnten Handel zwischen Orient und Okzident. Das Handwerk lag während Jahrhunderten in den Händen der Zünfte. Die zahlreichen Gold-, Silber- und Kupfererzgruben führten dazu, dass die Zunft der Goldschmiede zu den bedeutendsten gehörte. Die zahlreichen Dörfer, die noch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts Dreifelderwirtschaft betrieben, waren ebenfalls in feste Ordnungen und Traditionen eingefügt. Durch die Reformation sowie durch die in ganz Siebenbürgen gewährte Religionsfreiheit bestand ein intensiver Austausch mit den religiösen Zentren in Deutschland und anderen westeuropäischen Ländern. Die deutschen Schulen wurden konfessionell geführt und hatten ein hohes Niveau. Heute werden die verbliebenen Siebenbürger Sachsen gerade wegen ihrer Beziehungen zu Deutschland (und wegen der Unterstützung, die sie von dort erfahren) vom rumänischen Staat geschätzt und z.T. entschädigt, um so die massive Abwanderung aufzuhalten.

Was das Studium der Siebenbürger Sachsen (und damit die Lektüre des Buches) für die Volkskunde besonders wertvoll macht, ist die faszinierende Mischung von Althergebrachtem, das nachweislich ins Hohe Mittelalter zurückreicht und als «deutsch» bezeichnet werden kann, und zahlreichen heterogenen Einflüssen des Völkergemischs in Transsylvanien, wo «türkische» (d.h. orientalische und südbalkanische) Importe mit den Traditionen der ungarischen und der rumänischen Bevölkerung konkurrierten; aber auch westeuropäische Einflüsse wurden und werden übernommen und integriert. Am Beispiel der Siebenbürger Sachsen lässt sich sehr schön ablesen und vor allem lernen, wie wir uns heute in einer multikulturellen Gesellschaft bewegen könnten und sollten. Ein Beispiel: Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts waren auch die nachbarschaftlichen Beziehungen festen Regeln unterworfen, die jenen der Zünfte glichen und sich auf die männliche Bevölkerung beschränkten. Die Nachbarschaft stand mit Rat und Tat ihren Mitgliedern bei, schlichtete Streit, sorgte für den Unterhalt des angrenzenden Strassenabschnittes und feierte Feste mit gemeinsamem Geschirr. Nach dem Ersten Weltkrieg entstanden Nachbarschaften ganz neu, diesmal aber ethnisch gemischt und mit einer tragenden Rolle für die Frauen. Ausserdem stehen heute soziale Aufgaben und Werke im Mittelpunkt. *Paula Küng-Hefti*

Carsten Lenk: Die Erscheinung des Rundfunks. Einführung und Nutzung eines neuen Mediums 1923–1932. Opladen: Westdeutscher Verlag 1997. 304 S., 41 Abb. (Konzeption Empirische Literaturwissenschaft, 20).

Die Arbeit geht zum einen den Wegen nach, auf denen sich der «Fortschritt» – in diesem Fall die neue Technik des Rundfunks – in den Alltag der Menschen «hineinschleicht» und zum unhinterfragten Element der ganz normalen Lebenswelt wird; zum anderen werden die Spuren und Eindrücke untersucht, die das Medium in den Lebenswelten hinterlässt. Dabei drängen sich Parallelen zum Internet bei der Lektüre des Buchs immer wieder auf.

Der Rundfunk – Lenk unterscheidet den Begriff Rundfunk für das Medium und seine Strukturen, den Begriff Radio hingegen wendet er auf die materielle, apparative Schnittstelle zwischen Medium und Rezipient an –, dieser Rundfunk hat in Deutschland nach seiner Einführung im Oktober 1923 einen rasanten Aufstieg geschafft: Aus rund 400 angemeldeten Hörern der Anfangszeit waren zwei Jahre später 1,2 Millionen geworden. Dies trotz der technischen Unzulänglichkeit des neuen Mediums.

Mit dem Rundfunk hat sich die Volkskunde zwischen 1953 und 1963 in verschiedenen Arbeitstagungen befasst, allerdings vorwiegend mit seiner potentiellen Vermittlungskraft für volkskundliche Inhalte. Erst mit der sozialwissenschaftlichen und gegenwartsbezogenen Neuorientierung des Fachs in den späten 60er Jahren stellte man sich die Frage nach dem Einfluss des Rundfunks auf «Volksleben und Volkskultur», untersuchte die Wirkung der Medien auf den Wandel von Alltagsstrukturen.

Die vorliegende Arbeit befasst sich ebenfalls mit diesem Wandel; neu ist, dass der Autor auch die Ursprünge des Rundfunks wie auch seine Technikgeschichte einbezieht. Die Studie bricht im Jahr 1932 ab,

da «der Integrationsprozess des Rundfunks zu diesem Zeitpunkt als abgeschlossen gelten kann». Als Quellen benutzt Lenk vielfältiges Material: Programm- und Technikzeitschriften, Fotografien, Werbematerial sowie autobiographische Erinnerungen aus einem Schreibaufruf des Deutschen Rundfunkarchivs von 1983. Detailliert begleitet Lenk die Einführung des Rundfunks und lässt uns die technischen Schwierigkeiten dieses noch unausgereiften Mediums miterleben. Für die heutigen Walkman-gewohnten und -geplagten Generationen bedeutet dies einen Blick in «Urzeiten»! Für die damaligen Hörer war die komplizierte Handhabung jedoch auch ein Prozess einer materiellen Aneignung des Mediums: aus finanziellen Gründen, aus technischer Neugier und weil es am Angebot mangelte, erfreute sich der Selbstbau eines Detektorempfängers oder eines Röhrengerätes grosser Beliebtheit. Der technische Aspekt des Mediums prädestinierte es darüber hinaus in der Frühzeit zu einer männlichen Freizeitkompetenz.

Die Studie zeigt, dass Rundfunk keineswegs als Privatmedium zum individuellen Genuss konzipiert war, sondern ein kollektives, öffentliches Hörerlebnis in Hörgemeinden anpeilte. Wobei das Erlebnis weniger in der Unterhaltung als in Bildung, Aufklärung und Belehrung liegen sollte.

Lenk demontiert die Vorstellung des Rundfunks als Arbeiter-Medium zumindest in quantitativer Sicht: so ergab eine Statistik aus dem Jahr 1930 einen Teilnehmer-Anteil von 17% Arbeitern. Die notwendige Investition von mindestens einem halben Monatslohn für den einfachsten Empfänger machte das Radio zum «Mittelstands-Apparat». Als «Medium moderater Modernität» war der Rundfunk ein bürgerliches Medium, als sozialer Ort des Rundfunks kristallisierte sich in der Folge das «Heim», die Familie heraus. Diese Verortung knüpfte ans bürgerliche Familienideal des 19. Jahrhunderts an, passte aber auch vorzüglich in das nationalsozialistische Programm der Familienförderung und der «Intimisierung der Propaganda».

Als Begleitmedium zur Hausarbeit und in Industriebetrieben, insbesondere in jenen, die Frauen beschäftigten, verlor der Rundfunk bald seine Exklusivität, auch wenn sich das Programm immer noch am Konzept der «gehobeneren Unterhaltung» orientierte. Die «mediale Durchdringung der Lebenswelt», in der der Rundfunk zum «Zeitgeber» wird («das Radioeinschalten markiert den Feierabend») und mit seinem Programmangebot den Tagesablauf der Zuhörer strukturiert, erlaubt diesen aber auch, an mehreren Orten gleichzeitig zu sein und so die immer kostbarer werdende Ressource Zeit besser zu nutzen.

Waltraut Bellwald

KARL S. GUTHKE: Ist der Tod eine Frau? Geschlecht und Tod in Kunst und Literatur. München: Beck 1997. 309 S.

Ist der Tod eine Frau? Diese Frage lässt sich nicht auf Anhieb und auch nicht eindeutig beantworten. Deshalb durchforstet Karl S. Guthke, Professor of German Art and Culture an der Harvard-Universität, die europäische Kunst- und Literaturgeschichte nach der Dominanz der Geschlechtigkeit ihrer Todesbilder. Er unternimmt einen «Streifzug und Spurensuche in weitläufigem und vielgestaltigem Terrain» (S. 14), der vom frühen Mittelalter bis in die Gegenwart reicht.

Der Ausgangspunkt seiner Leitfrage, inwieweit ein Zusammenhang zwischen dem grammatikalischen Geschlecht des Todes in einer Sprache und der Geschlechtsspezifik der Todespersonifikationen besteht, kann nach eingehender Suche verneint werden. Mit einer beeindruckenden Fülle von Beispielen aus unterschiedlichen Sprachen und Kulturkreisen belegt Guthke schliesslich eine Unabhängigkeit der geschlechtsspezifischen Todesimaginationen vom grammatischen Geschlecht des Wortes. Vielmehr müssten archaische Mythen, antike Bilder und biblische Todesvorstellungen bemüht werden, um die geschlechtsspezifische Dominanz der Todesbilder in der jeweiligen Epoche zu erklären.

So wird der Umstand, dass der Tod in der mittelalterlichen Kunst vorwiegend männlich dargestellt wird, auf den theologischen Vorstellungshabitus, dass Adam den Tod durch die Sünde in die Welt gebracht habe, erklärt. Auch im späten Mittelalter, wo der Tod je nach der fiktiven Situation ihrer Sündhaftigkeit verschiedene Gestalten wie den Herold, Trommler, König, Jäger, Räuber oder apokalyptischen Reiter annehmen kann und als höfische, ritterliche Figur als ebenbürtig in die dominante Gesellschaftsschicht aufgenommen wird, ist seine Personifikation fraglos männlich dominiert. Zwar lassen sich auch Bibelstellen finden, welche Eva die Urschuld zuweisen (Jesus Sirach), doch dies führt nur sehr selten zur weiblichen Personifikation in der mittelalterlichen Ikonographie des Todes.

So wird mit einer grossen Neigung zur Sammelleidenschaft dem Leser immer wieder gezeigt, dass es zwar in jeder Epoche auch weibliche Todesbilder gibt, die zumeist aber von männlichen Personifikationen quantitativ dominiert werden. Mit der Darbietung der füllhornartig ausgeschütteten Beispiele von Todesallegorien will Guthke dem Leser zeigen, dass die Sichtbarmachung des Todes in allen Kul-

turen geschieht und dass es eine ungeheure Fülle von Bildern und unterschiedlichen Vorstellungskomplexen gebe (S. 17). «Durch solche Vielfalt der intellektuellen Begründungszusammenhänge belebt sich das Gesamtbild. Es überführt die Wunschvorstellung einer auf Akkuratesse bedachten Geschichtsschreibung, die für jedes Zeitalter oder jeden Kulturkreis die eine, konkurrenzlose Orientierung liebt, des Irrtums» (S. 93). Aus dieser Unterstellung entsteht demnach das Postulat der Fülle. Gerade diese Präsentation der Vielfalt von Todesvorstellungen in den verschiedenen Epochen, sei es als apokalyptische(r) Reiter(in) unter dem Eindruck der Pest oder der Erotisierung des Todes im Barock und in der Renaissance wie auch seiner Darstellung als Braut oder Bräutigam lässt es manchmal unklar erscheinen, was dem Leser demonstriert oder bewiesen werden soll. Letztlich geht es immer darum zu zeigen, dass es sowohl weibliche wie männliche Todesfiguren gibt und dass die männlichen quantitativ dominieren. Warum? Diese Antwort bleibt der Autor schuldig und verliert sich immer wieder im Dschungel der Bilder- und Materialfülle. Sein ausgesprochenes Anliegen ist es, die weiblichen Todesbilder aus der Vergessenheit emporzuheben (S. 162). Dies geschieht auch mit Blicken auf aussereuropäische Kulturen und Mythen. So ist der Tod in Mexiko eine Frau und ebenso in der Vorstellungswelt slavischer Völker. Der feminine Charakter des Todes wird überdies in der germanischen Mythologie wie in der «Mahabarata» aufgespürt.

Sehr schön wird am Beispiel Lessings noch einmal sein folgenreiches Missverständnis in der Auseinandersetzung mit Christian Adolph Klotz um das Bild des antiken Todesgenius als Eros oder Thanatos wiederaufgerollt und seine Wirkung auf die Bilder- und Vorstellungswelt der Goethezeit als eine freundliche Imago dargestellt. Der Aufstieg der weiblichen Todesimago an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert kann als Chiffre seiner Allgegenwart gedeutet werden, die er als ein gesamteuropäisches Phänomen in dieser Zeit ansieht.

Zweifellos hat das Buch insofern einen hohen Gebrauchswert, als man es wie eine Art motivisches Nachschlagewerk sicher häufig benutzen wird. Gleichwohl ist kritisch anzumerken, dass man sich manchmal etwas ziellos durch die Fülle des Dargebotenen gehetzt fühlt, wobei auch der Autor in der eigenen Materialmenge zu ertrinken scheint und dabei die Spezifität weiblicher Todesbilder nicht überzeugend zu erklären vermag. *Barbara Happe*

Walter Hartinger (Hg.): «....wie von alters herkommen...» Dorf-, Hofmarks-, Ehehaft- und andere Ordnungen in Ostbayern. 2 Bde. Passau: Lehrstuhl für Volkskunde 1998. Bd. 1: Niederbayern, S. 1–430; Bd. 2: Oberpfalz, S. 440–995. (Passauer Studien zur Volkskunde, 14/15).

Das Karl-Sigismund Kramer gewidmete Werk, an dem fast dreissig Jahre gearbeitet wurde, bringt aus der Zeit von ca. 1400–1800 mit Schwerpunkt im 16. Jahrhundert 86 meist bisher unveröffentlichte Texte von Ordnungen mit unterschiedlichen Bezeichnungen (wobei die Quellen den Namen «Weistum» nicht verwenden) aus 71 Ortschaften der jetzigen Regierungsbezirke Niederbayern und Oberpfalz. Zum Vergleich mit städtischen Verhältnissen werden auch Ordnungen aus Märkten und Kleinstädten aufgenommen. Bei den mitgeteilten Ordnungen handelt es sich meist um solche, die einen grösseren Themenkreis regeln und nicht bloss einen speziellen Teilbereich. Jeder Ordnung ist ein Regest vorangestellt, das nach folgenden Gesichtspunkten einheitlich strukturiert ist: politisch-rechtliche Ordnung, religiöse Vorschriften, Gemeindeorganisation, Wirtschaftsfragen, polizeiliche Bestimmungen, Ehehaftgewerbe, kulturhistorische Anmerkungen. Damit gewinnt der Leser einen vorzüglichen ersten Überblick über den Inhalt der einzelnen Ordnungen. Die kulturhistorischen Anmerkungen bieten gerade der Volkskunde reiches Material. Jeder Ordnung sind neben den Fundortangaben zusätzlich eine Beschreibung des Ortes und Hinweise auf die Situation bei der Textabfassung und die demographische Situation während des 18. Jahrhunderts vorangestellt sowie die wichtigste Literatur.

Der Ertrag für die Rechts- und Sozialgeschichte, aber auch für die Rechtliche Volkskunde und die allgemeine Volkskunde ist bedeutend. Dies belegt ebenfalls die ausgezeichnete, ausführliche Einleitung von *Walter Hartinger.* Er gibt zuerst einen Überblick über den Stand der Forschung zur Dorfgemeinde und Anregungen für die weitere Forschung, weist auf Beziehungen und Spannungen zwischen Herrschaft und Genossenschaft hin, die bei der Entstehung und im Inhalt der Ordnungen und in Konflikten zum Ausdruck gelangen. Dabei spielen die Tradition und die Auffassung vom guten alten Recht eine Rolle. Hartinger warnt sowohl vor einer Mystifizierung der alten Dorfgemeinde als auch vor einer Abwertung. Er zeigt, was sich in den Quellen deutlich ausdrückt, wie die Gemeinde in ihrer verschieden gestuften Gruppierung und in ihren Organen funktionierte. Besondere Bedeutung im Sozialgefüge erlangten Mühle, Bad, Schmiede und Wirtshaus. Die mitgeteilten Quellen sprechen zahlreiche Wirt-

schaftsfragen an: Wald und Weide, Bewirtschaftung der Flur, Kultivierung von Obst, Zäune, Zinstermine, Fürkauf, Tierhaltung (besonders Hunde, Ziegen, Gänse, Bienen), das vielfältige Arbeitsleben.

Zur Kulturgeschichte und Volkskunde enthalten die beiden Bände viel Aufschlussreiches. Lebenskreis mit Taufe, Verlobung und Hochzeit bis zum Sarg und Jahreskreis mit Fest, Weihnacht, Fastnacht, Kirchweih, Unterhaltung, Spiel, Gassenlaufen und Tanz gaben Anlass zu Regelungen, aber auch der Hausbau, die Kleidung (Tracht) und Brot, Bier und Wein und Speisezettel, wobei die Vorschriften für Metzger und Bäcker auf Speisegewohnheiten schliessen lassen. Die Stellung der Frau wird ersichtlich und das Bemühen um Sittlichkeit und ehrbare Ordnung. Natürlich ist auch das religiöse Leben bedeutsam: Gebet, Ave-Läuten, Marienfeste, religiöse Belehrung, Wachsopfer, Opfergang, Wallfahrt sind nur einige Stichworte. In der Rechtssymbolik spielt der Stab, der in Kirchberg ein abgeschälter Haselnuss-Stecken ist, eine Rolle, ihn trägt der Richter, und auf ihn wird geschworen. Als Pfänder verwendet man in Niederambach den Hufnagel eines Pferdes oder flicht Schwanzhaare zu einem Bändchen usw.

So geben diese Quellenbände ein treffliches Bild von angestrebter Lebenswirklichkeit Ostbayerns im Spätmittelalter und in der Neuzeit. Der Herausgeber ist dazu zu beglückwünschen. *Louis Carlen*

Albert Vogt (Hg.): Unstet. Lebenslauf des Ärbeeribuebs, Chirsi- und Geschirrhausierers Peter Binz, von ihm selbst erzählt. Zürich: Chronos 1995. 285 S., Abb.

Bei der vorliegenden, von Albert Vogt sorgfältig herausgegebenen Lebensgeschichte von Peter Binz handelt es sich um einen überaus glücklichen Fund. Bei Archivrecherchen im Staatsarchiv Solothurn stiess der Herausgeber und Historiker bei der Durchsicht von Kriminal-Prozeduren auf die wahrscheinlich im Jahre 1895 geschriebene Autobiographie des Peter Binz (1846–1906) aus Welschenrohr im solothurnischen Bezirk Thal. Sie umfasste einst drei Bändchen, wovon heute nur das erste, die «Jugendjahre», und das zweite, die «Wanderjahre», erhalten sind. Das dritte, die «Männerjahre», liegt nur in Fragmenten vor, und das vierte endlich, sein «Lebensende», hatte Binz lediglich geplant, nicht aber ausgeführt. Diese Lebensgeschichte befand sich unter den Akten, die im Zusammenhang einer Anklage im Jahre 1896 gegen Binz wegen sexuellen Missbrauchs seiner Tochter (Inzest) angelegt worden waren. Das Schwurgericht, welches den Fall zu beurteilen hatte, sprach ihn wegen «chronische[r], originäre[r] Verrücktheit» frei; er wurde daraufhin jedoch in die Heil- und Pflegeanstalt Rosegg verbracht, wo er 1906 starb. Die Lebensgeschichte umfasst die ersten 23 Jahre seines Lebens bis zu seiner Verheiratung mit der sieben Jahre älteren Anna Maria Roth aus Welschenrohr.

Peter Binz war der uneheliche Sohn einer Hausiererin, die herumzog und Geschirr verkaufte, das sie in einem Tragkorb mit sich führte. Die Mutter war jeweils für eine Woche unterwegs. Während dieser Zeit blieb Peter Binz als Kleinkind mit seiner etwa zehn Jahre alten Schwester allein zu Hause. Nach der Schulzeit (Winterschule) und dem Hirtenleben musste er mit 15 Jahren sein Brot verdienen. Er schleifte Holz für einen Köhler, arbeitete als Knecht auf Bauernhöfen, trug einem englischen Tourist das Gepäck, war Sägereiarbeiter, Fuhrknecht und Handlanger eines Maurers oder musste in einer Erzmine bei Delsberg Erz zerstossen. Längere Zeit war er auch als Knecht bzw. Geselle bei verschiedenen grösseren Mühlen angestellt. Dazwischen aber war er immer wieder ohne Arbeit und ohne Verdienst und legte auf der Suche nach einer Anstellung grosse Strecken zu Fuss zurück. Seine Lebensgeschichte ist nicht nur das Dokument eines Erniedrigten und Geknechteten. Man erfährt zwar manches über die Hungerjahre 1851/1852, über Arbeitslosigkeit und das schwierige Los eines unehelichen Kindes. Sie bietet aber viel mehr. Dr. Greppin, der Leiter der Rosegg, hatte ihm in einem Gutachten von 1896 ein «erstaunliches Erinnerungsvermögen» bescheinigt. Hinzu kommt seine Erzählbegabung, die er möglicherweise von seiner Mutter geerbt hatte. Von ihr schreibt er, sie habe bei ihrem Hausierergeschäft jeweils in den Bauernhäusern bei den Leuten übernachten dürfen, da man sie gerne sah, weil sie gut zu erzählen wusste – «immer etwas Neues oder Lustiges». Seine Schilderungen des dörflichen Alltags und der verschiedenen Lebens- und Arbeitsverhältnisse sind knapp, genau, unsentimental und zugleich literarisch bewältigt. Sie sind eine Sozialgeschichte der ersten zwanzig Jahre unseres jungen Bundesstaates, die sich durch seltene Anschaulichkeit auszeichnen; zugleich ist es die Wahrnehmung eines Individuums, das zudem zu bestimmten Problemen wie der Mädchenerziehung oder der Schule sein wohlbegründetes, wenn auch eher konservatives Urteil formuliert.

Die Transkription seiner Handschrift hat dem Herausgeber einige Probleme aufgegeben. Nicht nur flocht Binz zahlreiche Wörter und Formulierungen in Solothurner Mundart oder auf Französisch (in einer allerdings ganz eigenen Orthographie) in den schriftdeutschen Text ein, sondern er schrieb mitunter seitenlang ausschliesslich Dialekt (zum Teil handelt es sich um Dialoge, zum Teil um eigentliche Traumvisionen). Für die Rechtschreibefehler entschuldigt er sich ausdrücklich («Zudem [sind] dabei

viele Buchstaben nicht an rechter Stelle, ebenso nicht richtig ausgedrückt [...].») Vogt spricht denn von einer «gewissen Nähe zur Art-brut-Kunst». Einige Leseschwierigeiten dieser Dialektpassagen will der Rezensent nicht verschweigen; nur sind das Mühen, die man bei diesem Text gerne in Kauf nimmt. Binz macht in der Einleitung die Leser darauf aufmerksam, dass sich in seiner Lebensgeschichte alles kunterbunt folge und nicht wie bei Romanschriftstellern säuberlich in Kapitel aufgeteilt sei. Er spielt damit nicht ungeschickt mit der Suggestion eines vorgeblich unmittelbaren und voraussetzungslosen Schreibens, der besonders gebildete Leser nicht selten erliegen. Die Lebensgeschichte ist, nach dem Urteil Binz', von einem Manne «aus dem Volke für das Volk geschrieben». Dass er mit einem Publikum rechnete, ergeben die Leseradressierungen. Wiederholt wendet er sich explizit an die Leser und Leserinnen oder auch an die «Herren und Frauenzimmer». Bereits beim Schreiben muss er sich mit dem Plan, die Lebensgeschichte drucken zu lassen, getragen haben. So bittet er die Leser (seltsamerweise allerdings erst am Ende seiner Lebensgeschichte), sein «Durcheinandergeritzel» zu kaufen und andern weiterzuempfehlen. Aber es finden sich noch weitere Belege, die diese These stützen. So steht auf dem als Frontispiz reproduzierten Titelblatt der Lebensgeschichte in der oberen rechten Ecke der handschriftliche, wohl von Binz geschriebene Vermerk: «Buch Nachdruck verboten[,] als Geistige[s] Eigentum betrachtet». Und im Untertitel heisst es: «auch in einem Band zu haben».

Als Lesehilfe werden in der vorliegenden Ausgabe die zahlreichen Mundartwörter erklärt. Vogt erläutert auch sein Vorgehen bei der Textpräsentation an einem konkreten Beispiel. Die Eingriffe des Herausgebers betreffen sowohl Interpunktion und Orthographie als auch Gliederung in Abschnitte und das Ergänzen bzw. Umstellen von Wörtern. Diese weitgehenden Eingriffe in den von Binz verfassten Text sind vielleicht das Problematischste an der vorliegenden Edition. Und ob damit mehr Leser und Leserinnen als Käufer gewonnen wurden und werden, ist zweifelhaft. Dies schmälert jedoch in keiner Weise das grosse Verdienst Albert Vogts, diesen Text veröffentlicht zu haben.

Die Autobiographie von Peter Binz muss den Vergleich mit den bekannteren Lebensgeschichten «kleiner Leute» wie die eines Jakob Stutz oder Jakob Senn nicht scheuen. Vergleichbares findet man nur noch bei Albert Minder (vgl. Albert Minder: Die Korber-Chronik. Aus dem Wanderbuch eines Heimatlosen. Aarau: Rengger-Verlag 1963). Und so steht der Rezensent nicht an, die Lektüre des vorliegenden Bandes, wie es Peter Binz selber wünschte, ausdrücklich weiterzuempfehlen. *Alfred Messerli*

Gerhard Jaritz (Hg.): Norm und Praxis im Alltag des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Internationales Round-Table-Gespräch, Krems an der Donau, 7. Oktober 1996. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften 1997. 126 S. (Forschungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Diskussionen und Materialien, 2).

Jährlich veranstaltet das Kremser Institut für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit ein Round-Table-Gespräch, meist zu ausgewählten Themen der Alltagskultur. Wenn hier erst der zweite Band einer Reihe zu besprechen ist, so liegt dies nur daran, dass 1996 der Serientitel geändert wurde: anstelle von «Veröffentlichungen» tritt «Forschungen» mit einem Untertitel, nachdem insgesamt 16 Bände seit 1976 herausgegeben worden waren. Das Institut selbst scheint kein Interesse an Namensveränderungen zu haben, die ja häufig mit neuen Zielsetzungen zu tun haben. Und das ist wohl gut so, da die Texte dieser Akademie-Reihe Qualität und Kontinuität dokumentieren.

Der vorliegende Band beschäftigt sich mit einem grundsätzlichen Problem der Alltagsforschung, nämlich der Ambivalenz zwischen *Norm,* d. h. schriftlich fixierter Ordnung, und *Praxis,* d.h. Repräsentation bzw. «Realität». Eine Beziehung, die nach beiden Seiten wirken kann, wie die einzelnen Beiträge belegen. Der Herausgeber *Gerhard Jaritz* erläutert in dem einleitenden und grundsätzlichen Artikel das für die Spätmittelalterforschung so bedeutsame semantische Feld von «Widerspruch» und «Entsprechung», nach seiner Einschätzung ein «komplexes Netzwerk von Akzeptanzen, Missachtungen, Kompromissen, gegenseitigen Beeinflussungen, Korrelationen und Diskussionen».

Gernot Kocher vom Institut für Österreichische Rechtsgeschichte der Universität Graz untersucht die «Realien des täglichen Lebens» in ihren Funktionen für die mittelalterliche Rechtswelt, insbesondere ihre Rolle bei Normenverwirklichungen betreffend Sozialstatus, Herrschaftsrechte, Recht der Liegenschaft, Rechtsverkehr und Rechtspflege, und weist ihnen die Fähigkeiten zu, Rechtsverhältnisse sichtbar und damit transferierbar zu machen, der Publizität des Normproduzenten (= Obrigkeit) zu dienen, aber auch der des «Normunterworfenen». *Claude Gavard* (Centre de recherche sur l'histoire de l'Occident médiéval an der Sorbonne) beschreibt die frühere Gerichtsbarkeit Nordfrankreichs in Norm und Praxis, während sich *Martin Dinges* (Institut für Geschichte der Medizin der Robert-Bosch-

Stiftung, Stuttgart) mit der «Theorie der Sozialdisziplinierung» und des Scheiterns der hierfür ausgeübten Normsetzung beschäftigt. *Robert Jütte* vom gleichen Institut in Stuttgart schildert am Beispiel des Aderlasses dessen Rolle in der «heroischen Medizin» und der therapeutischen Praxis. Er verdeutlicht bei der Zusammenfassung des zum Aderlass erforderlichen Instrumentariums die Bedeutung einer Realienkunde für die Geschichte einer medikalen Kultur, aber auch die darüber hinausgehende, von Jens Lachmund als «situatives Management materieller Objektbeziehungen» bezeichnete Performanz dieses Vorganges: Ort, Stab zur Erleichterung des Austrittes von Blut, Vor- und Nachsorge, weitere Verwendung des abgezapften Blutes, Geschenke an Verwandte, Freunde und Nachbarn nach der Gesundheitsprophylaxe.

Weiterhin: *Katharina Simon-Muscheid* (Historisches Seminar der Universität Basel) referiert über «Kleidung, Lohn und Norm – Objekte im Beziehungsfeld zwischen Mägden, Knechten und Meistersleuten im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit». Sie sieht Kleidung konnotiert mit materiellem Wert, Ehre und Identität und somit deren Vergabe und Konfiskation als Disziplinierungsmechanismus. Interessantes zum Thema untere Sozialschichten finden wir in dem Bericht von *Helmut Bräuer* (Leipzig) zu «Bettel- und Almosenzeichen zwischen Norm und Praxis», obrigkeitlich vergebene Marken und Symbole und deren Kontrolle, wiederum durch die Obrigkeit; während *Brian Patrick McGuire* (Svallerup, Dänemark) uns einen Einblick in das Ordens- und Alltagsleben der frühen Zisterzienser gewährt.

Wünschen wir uns, dass es nicht exemplarisch ist, wenn in der Gruppe der ReferentInnen keine VolkskundlerInnen aufzufinden sind. Es wäre für unser Fach zweifellos ein Verlust, wenn diese Form von geschichtlicher Alltagsforschung, die auch mit dem moderneren Begriff «Historische Anthropologie» bezeichnet werden kann, nicht mehr rezipiert – geschweige denn in eigenen Forschungsvorhaben betrieben – würde. Auch wenn Kocher zu Beginn seines Aufsatzes über eine auf Abstraktion, Schriftlichkeit und Konsensprinzip ausgerichtete moderne Rechtswelt berichtet und anmerkt: «der Platz für die Realien des täglichen Lebens in ihrer Normverwirklichungsrolle ist also in der Vergangenheit» – und damit klarstellt, dass der immer wieder geforderte Gegenwartsbezug unseres Faches nicht so einfach herzustellen ist. Ich denke, man sollte sich aber dennoch die Mühe machen, dies zu versuchen!

Rainer Alsheimer

Wolfgang Wehap: Gehkultur. Mobilität und Fortschritt seit der Industrialisierung aus fussläufiger Sicht. Frankfurt a.M./Bern: Lang 1997. 307, XLIII S. (Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie, 7).

Wie wir einleitend erfahren, ist dieses umfangreiche Buch die überarbeitete Form einer in Graz 1995 approbierten Diplomarbeit. Angesichts der Qualität und des Umfangs dieses Werkes fragt sich der Rezensent, was noch auf ihn an Lesearbeit zukommen wird, wenn Wolfgang Wehap das Bedürfnis verspüren sollte, nun zu promovieren und danach zu habilitieren. Ohne Scherz: Die volkskundlichen Ansätze zu einer Untersuchung von Gehkultur(en), wie wir sie bei Bernd Jürgen Warneken, Wolfgang Kaschuba, Gudrun M. König oder Martin Scharfe vorfinden, werden durch diese Arbeit wenn nicht in den Schatten gestellt, so doch zumindest grundsätzlich neu überdacht und in eleganter Form dem Leser präsentiert. Noch in der Einleitung knüpft der Autor an frühe Tübinger Ansätze an, wonach Volkskunde «kritische Gesellschaftsanalyse» zu leisten habe, um dann aber rasch in den «Mobilitätsdiskurs» einzusteigen, der bei ihm recht bald retrospektive Qualität im Hinblick auf «Fussläufigkeit» annimmt.

Im Abschnitt ‹Zu Konzept und Methode› lernen wir, dass die Konzeption auf drei verfolgten Strängen beruht, die als strukturgeschichtlich, mentalitätsgeschichtlich und mobilitätskritisch definiert werden, und dass ein interdisziplinärer «Methoden-Mix» bei Bevorzugung qualitativ orientierter Interpretation zur Anwendung gekommen sei. Die daran anschliessenden Überlegungen zu einer «Theorie des Gehens» sind gegliedert in Abschnitte wie ‹Kulturanthropologische Vorbemerkungen› bis hin zu ‹Nützliches zum Gehen: Schuhe, Kleidung und Zubehör›. Interessant hierbei: die medizinisch-biologischen Beschreibungen von Gehtechniken. Die einzelnen Abschnitte kennzeichnen den «grossen Wurf» der Abhandlung: Kapitel 3: ‹Die Füsse als Verkehrsmittel. Zur Kulturgeschichte der Mobilität und des Gehens› (S. 58–146) bietet einen Abriss zum Thema, der von der Antike über das Mittelalter bis zur «Autogesellschaft» reicht. Das nächste Kapitel ‹Gehkulturen. Wurzeln und Wandel› (S. 147–189) fasst zusammen, was wir schon immer über Wallfahren, Vaganten, Arbeitsmigration, Promenieren, Spazieren und Flanieren oder über Wandern wissen wollten. In dem letzten grossen Abschnitt ‹Gehliteratur. Ausgesuchte Beispiele seit Aufklärung und Romantik› (S. 221–280) erfahren wir, was berühmte Menschen von Rousseau über Seume, Rosegger und Riehl bis hin zu Sloterdijk (auf S. 275 auch Stoterdijk genannt) zum Gehen gemeint haben. Nach einer kurz gehaltenen ‹Zusammenfassung Gehkultur› (S. 281–290) können wir das umfangreiche – aber zuweilen schlecht redigierte – Literaturverzeichnis

durchblättern, bevor uns die Lektüre des Anhangs (er enthält acht Transkriptionen von Interviews) nochmals in Anspruch nimmt[1].

Die bei der Literaturliste gefundenen Nachlässigkeiten verwundern uns deshalb sehr, weil die Herausgeberserie «Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie», die es seit 1988 auf insgesamt sieben Titel gebracht hat, laut Impressum neben der Herausgeberin Edith Hörandner noch eine ständige wissenschaftliche Redaktion aufweisen kann, die insgesamt acht Fachkollegen und -kolleginnen umfasst. Aber vielleicht ist das besprochene Werk in dieser Reihe auch fehl am Platz, denn in einem populären Sachbuchverlag hätte es vermutlich eine grössere Verbreitung finden können. *Rainer Alsheimer*

Siegfried Becker/Andreas C. Bimmer (Hg.): Ingeborg Weber-Kellermann. Erinnern und Vergessen. Autobiographisches und weitere Materialien. Marburg: Jonas Verlag 1998. 84 S., 8 Abb. (Marburger Beiträge zur Kulturforschung. Archivschriften, 1).

In einfacher, aber durch den Jonas Verlag gewohnt bestechend gestalteter Aufmachung ist das erste Heft einer neuen, von Siegfried Becker herausgegebenen Reihe Archivschriften der Marburger Beiträge zur Kulturforschung erschienen. Mit dieser ersten Ausgabe debütiert die Edition von Quellen und Materialien zur volkskundlichen Regionalforschung, mit der entsprechende, unter anderem am Marburger Institut beherbergte Archivalien und Dokumentationen der Forschung zugänglich gemacht werden sollen.

Das vorliegende Heft erinnert an Ingeborg Weber-Kellermann, die «grosse alte Dame der Volkskunde» – wie derzeit gerne zitiert wird. Die Herausgabe wurde anlässlich des 80. Geburtstags der 1993 verstorbenen Wissenschaftlerin durch Andreas C. Bimmer und Siegfried Becker, ihren in Marburg lehrenden einstigen Schülern und langjährigen Mitarbeitern, sorgfältig und mit Illustrationen versehen besorgt. Das schmale Büchlein umfasst neben einem Vorwort durch die Herausgeber einen unveröffentlichten Aufsatz Weber-Kellermanns zur «Selbstbiographie und Zeitgeschichte» sowie ausführliche Verzeichnisse ihrer wissenschaftlichen Publikationen und ihrer Marburger Lehrveranstaltungen nebst einer kleinen Bibliographie mit Schriften zu ihrer Person.

Als eine der wenigen habilitierten Frauen im Fach lehrte Ingeborg Weber-Kellermann von 1963 bis zu ihrer Emeritierung im Jahre 1985 in Marburg Volkskunde. Hier vertrat sie die Disziplin nicht nur (seit 1968 als Professorin), sondern gestaltete auch wesentlich – nicht zuletzt mit ihrer engagierten und streitbaren fachpolitischen Aktivität – deren Neuorientierung hin zu einer Europäischen Ethnologie und einer Gegenwartsprobleme bemerkenden Sozialwissenschaft. Als letzte Dekanin der alten Philosophischen Fakultät (und zugleich als erste Frau in dieser Position) spielte sie Anfang der 70er Jahre eine tragende Rolle im hochschulpolitischen Übergang von der patriarchalischen Ordinarienstruktur zu einer demokratischen, von der Mitbestimmung aller vertretenen Gruppen gestalteten Universität. Sie sass dabei «nicht nur zwischen den Stühlen», wie die Herausgeber schreiben, «sondern stand meist auch mit dem Rücken zur Wand des Faches» (S. 13). Denn nicht allein um die universitäre Hochschulreform ging es ihr, sondern auch um die Modernisierung des von vielen «Altlasten» beschwerten Faches.

Ihre vielfältigen Erfahrungen als «Grenzgängerin» haben sie in dieser schwierigen Aufgabe sicherlich geleitet. Ingeborg Weber-Kellermann war 1960 aus Berlin nach Marburg gerufen worden. Die politische Situation in der geteilten Grossstadt erschwerte ihre wissenschaftliche Laufbahn. So rutschte die damals (neben dem «energischen und noblen» Wolfgang Steinitz, S. 24) stellvertretende Institutsdirektorin an der Ostberliner Akademie für Wissenschaften lieber als Assistentin von Professor Heilfurth nach Marburg hinunter, um dort ihre Habilitation beenden zu können.

Die sozialwissenschaftliche Fundierung des Faches, für die sie vor allem in Lehre und Betreuung ihrer zahlreichen StudentInnen und AbsolventInnen eintrat, sah sie als unabdingbares Präventiv wider die volkskundlichen «Tümeleien» und die Liebe zum Symbolisieren. Um so strenger und streitbarer plädierte sie für einen festen wissenschaftlichen Boden unter den Füssen der Volkskunde, als sie selbst als junge Studentin und Doktorandin während des Nationalsozialismus den Verführungen der sogenannten Sprachinselforschung aufgesessen war, wie sie sagte, und die ideologische Indienstnahme und Indienstnehmbarkeit der Volkskunde nicht erkannt hatte. Nicht nur in ihrem engagiert betriebenen südosteuropäischen Forschungsfeld der Interethnik setzte sie in dieser Hinsicht neue Massstäbe, sondern

[1] Vgl. etwa die Titel von Bernd Jürgen Warneken (insgesamt 6). Dort wird «In: Warneken 1990» zitiert, obgleich dieser Text nicht angegeben wird; oder Karl Krolow, dem Titel von Friedrich Ludwig Jahn und Jürgen Kuczinski zugeordnet worden sind.

auch mit ihren strukturalistisch geleiteten Theorieansätzen, die sie schon früh, zu Beginn der 60er Jahre (und immer noch kaum rezipiert!), im Rahmen ihrer Habilitationsschrift erstmals entwickelte. Weniger das Angehen neuer Forschungsbereiche nach aussen hin kennzeichneten ihre Forschung und Lehre insgesamt. Hier «wirkte sie auf den ersten Blick eher brav» und wandte sich – aus heutiger Sicht – «unverdächtigen Themen» zu, wie Gesa Coordes in ihrer schönen Würdigung der Wissenschaftlerin es unlängst formuliert hat[1]. Vielmehr strebte sie eine Erneuerung der Sicht von innen heraus an: die Frage der kritischen Perspektive, der theoretischen und methodologischen Fundierung. Hierin gab sie ihren vielen SchülerInnen – bei ihr promovierten im übrigen weitaus mehr Frauen als Männer – unnachgiebig zu denken auf, wenn sie ihren humanitären, engagierten und sachkundigen Blick auf «ihre Themen» warf, wie etwa die Bedeutung der Familie und des Familiären (auch innerhalb der Institution Wissenschaft), die Geschlechterperspektive, die interkulturellen Kontakte und Konflikte.

Der kleine Band «Erinnern und Vergessen», der einen Einblick in Person und Persönlichkeit Ingeborg Weber-Kellermanns gewährt, dürfte als fachgeschichtliches Dokument weit über den Rahmen des regionalen volkskundlichen Interesses hinausgehen. Es bleibt zu hoffen, dass er nur den Auftakt bildet zur weiteren Erschliessung der umfangreichen Text- und Bildarchive aus dem Nachlass der bedeutenden Marburger Wissenschaftlerin. *Johanna Rolshoven*

Hans Becker: Allgemeine Historische Agrargeographie. Stuttgart: Teubner 1998. 333 S., 43 Abb., 12 Tab. (Teubner Studienbücher der Geographie).

Der Ordinarius für Geographie an der Universität Bamberg legt ein «Studienbuch» vor, das einen guten Überblick über die inhaltlichen und methodischen Schwerpunkte der Subdisziplin gibt. Wie es sich für einen Geographen gehört, beginnt das Werk mit einer Erörterung zur Historischen Agrargeographie im Spannungsfeld von regionaler und allgemeiner Geographie. Innerhalb des ersten Teils folgen Schlaglichter auf die Forschungsgeschichte sowie ein Kapitel zu Quellen und Methoden. Die zweite Hälfte des Buchs umfasst mehrere Kapitel zu folgenden Themen: Natürliche Standortfaktoren; funktionale Strukturen des historischen Agrarraums wie etwa das Verhältnis Zentrum – Peripherie, die Dorfgemarkung, grossräumige Agrarstrukturen oder Grossbetriebe; ferner die Akteure und Kräfte im historischen Agrarwirtschaftsraum, so zum Beispiel Staat und Herrschaft, die Klöster, städtische Gruppen und der städtische Markt, ländliche Sozialgruppen oder bäuerliche Erbsitten; schliesslich ein Kapitel zur Fruchtfolge und zur Mechanisierung. Abgeschlossen wird das Werk mit einem kurzen Kapitel zur angewandten historischen Agrargeographie und einem ausführlichen Literaturverzeichnis.

Das Buch ist gemäss Verlagsprospekt als «Lehrbuch zur Einführung in ein Teilgebiet der Historischen Geographie für Studierende der Geographie sowie benachbarter Fächer wie Volkskunde, Agrar- und Wirtschaftsgeschichte, Agrarwissenschaften» gedacht. Dieses Ziel wird in hohem Ausmass erreicht. Wer sich in Fragen der historischen Agrargeographie ein erstes Mal vertiefen will oder sich für ein Examen vorbereiten muss, findet hier reichlich Material und Fragestellungen, so etwa zu den verschiedenen historischen Bodennutzungssystemen, zur Allmend, zum Fragenkomplex der Vererbung in ländlichen Gesellschaften, zur *enclosure*-Bewegung, zum Einbezug der frühneuzeitlichen europäischen Agrarwirtschaft in die entstehende Weltwirtschaft, zur Gutsherrschaft usw.

Positiv zu vermerken ist die Berücksichtigung sozialgeschichtlicher Fragen, so zum Beispiel der sozialen Schichtung historischer Agrargesellschaften. Ebenso erfreulich ist die Berücksichtigung politisch-herrschaftlicher Zusammenhänge. Dies um so mehr, als diese beiden Aspekte gerade in der deutschen historischen Geographie lange vernachlässigt wurden. Im Gegensatz dazu zeigt Becker auf, dass räumliche Muster etwa der Bodennutzung oder Innovationen im Agrarraum wie zum Beispiel die *enclosures* auch aus einer historisch-geographischen Perspektive nur unter Berücksichtigung sozialer und politischer Faktoren zu verstehen und zu erklären sind.

Das Buch präsentiert im Wechsel zwischen allgemeiner und besonderer, das heisst regionalspezifischer Ebene auch eine grosse Menge konkreter Fragen und Probleme, so etwa den Tabakanbau, die Wanderschäferei, die Schwabenkinder, die Osteo-Archäologie, den Buchweizen, die Trieschwirtschaft, das Tulpenfieber etc. Hier wird allerdings ebenso sehr die Vertrautheit des Autors mit Mitteleuropa, sprich den Verhältnissen in Deutschland, deutlich.

Becker weist zwar schon im Vorwort auf diesen Umstand hin und bringt auch einige Beispiele aus anderen Gebieten, etwa das System der *mezzadria* und die Latifundienwirtschaft in (Süd-)Italien oder

[1] Gesa Coordes: Kritischer Blick auf die «heile Welt». Die Volkskundlerin Ingeborg Weber-Kellermann wäre in diesem Jahr 80 geworden. In: Frankfurter Rundschau vom 11. August 1998.

das *Mir*-System in Russland. Eine gewisse Fokussierung ist, sobald man sich auf die regionale Ebene der Beispiele begibt, unvermeidlich, ansonsten wäre es unmöglich, konkret zu werden und darzulegen, wie denn die allgemein abgehandelten Zusammenhänge «vor Ort» aussehen.

Schade ist aber, dass sich diese «mitteleuropäische» Zentrierung des Blicks bei Becker auch auf die Darstellung der Forschungslage erstreckt. Mit Ausnahme einiger spärlicher Hinweise ist die agrarhistorische bzw. -geographische Forschung angelsächsischer und vor allem französischer Provenienz wenig berücksichtigt. So grundlegende Werke wie zum Beispiel jene von Duby oder Braudel sind nicht einmal im Literaturverzeichnis erwähnt, das im übrigen auch in anderer Hinsicht trotz seines Umfangs noch Wünsche offenlässt, insbesondere was die Berücksichtigung neuester Forschung anbelangt.

Diese Orientierung am deutschen Forschungsstand hat wohl auch damit zu tun, dass Becker stark von der deutschen Landesgeschichte und Kulturlandschaftsforschung her argumentiert, wenn sein Blick über die Fachgrenze hinausgeht. Das Buch eignet sich daher eher für Studierende der Geographie und der Agrarwissenschaften und weniger für Interessierte aus der Geschichte oder gar der Volkskunde. Hier ist die Verlagsankündigung zu optimistisch.

Hilfreich wäre es im übrigen gewesen, das Studienbuch noch mehr als Nachschlagewerk zu gestalten, indem ein detaillierteres Sachregister erarbeitet worden wäre und indem allgemeine und einführende Teile stärker von Beispielfällen und der Darstellung konkreter regionaler Verhältnisse getrennt worden wären. Möglicherweise lässt sich dies für eine zweite Auflage realisieren.

Trotz dieser kritischen Anmerkungen kann das Buch all jenen empfohlen werden, die ein erstes Mal mit der historischen Agrargeographie in Kontakt kommen und sehen möchten, worum es in dieser Subdisziplin geht. Ebenso eignet sich diese Einführung als Nachschlagewerk, um erste Antworten auf Fragen aus dem Bereich der Historischen Agrargeographie Mitteleuropas zu erhalten. *Albert Schnyder*

Marcel Senn: Rechtsgeschichte – ein kulturhistorischer Grundriss mit Bildern, Schemen, Register, Chronologie und Biographien. Zürich: Schulthess/Wien: Verlag Österreich 1997. XX, 321 S., Ill.

Das vorliegende Werk soll Grundlagenkenntnisse zur Rechtsgeschichte vermitteln, «Einblick in die Grundthemen der Geschichte des Rechts verschaffen, Zusammenhänge und Rahmenbedingungen vermitteln, vor allem aber auch zur selbständigen Auseinandersetzung mit den Grundfragen des Rechts anregen» (S. 1). Es geht somit nicht um die Darstellung der einzelnen Institutionen des Rechts, z.B. Ehe, Testament, Pfandrechte, Verträge, in ihrer geschichtlichen Bedeutung und Entwicklung, sondern um die Geschichte der Rechtsideen und -grundlagen im europäischen Raum mit Schwerpunkt in der Schweiz und in Deutschland und ihre Einbettung in die allgemeine Geistes- und Kulturgeschichte.

Sie setzt ein mit den Stammesrechten der Germanen; es folgen Früh- und Hochmittelalter mit den Anfängen der Kanonistik, dem Investiturstreit und den Gottes- und Landfrieden. Daran schliesst sich ein Überblick an über die Entwicklung des deutschen Reichs, des «Heiligen Römischen Reichs», bis zu seinem Ende im Jahre 1806.

Der nächste Abschnitt trägt die Überschrift ‹Landrecht, Lehnrecht und Grundherrschaft›; er behandelt die verschiedenen Rechtsbereiche im (deutschen) Reich, während das folgende Kapitel dem Stadt- und Wirtschaftsrecht gewidmet ist. Breiten Raum nimmt ein die juristische Wissenschaftsgeschichte seit der Wiedererstehung der Jurisprudenz in Bologna (Ende 11. Jahrhundert), die über die Humanistische Jurisprudenz und den «Usus modernus pandectarum», der zeitgemässen Anwendung der Pandekten, zum Vernunftrecht des 18. Jahrhunderts im Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung und zu den grossen Kodifikationen des Vernunftzeitalters und schliesslich zur Historischen Rechtsschule und dem Rechtspositivismus des 19. Jahrhunderts führt. Das 20. Jahrhundert wird unter der Überschrift ‹Das Recht im Spannungsfeld von Industrialisierung, Nationalismus und Nationalsozialismus› dargestellt. Gleichsam als Fazit und Abrundung dienen grundsätzliche Erörterungen über Stellung und Aufgabe des Privatrechts im heutigen Rechtssystem.

Das Werk wendet sich in erster Linie an die Studierenden, vermittelt aber auch allen weiteren rechtsgeschichtlich Interessierten reiche Anregungen und Erkenntnisse. Der Autor verliert sich nicht in antiquarischen Einzelheiten, sondern zeigt die grossen Linien auf und nimmt immer wieder Bezug auf die Gegenwart. Besonders hervorzuheben ist, dass er die Quellen häufig wörtlich zitiert und damit dem Leser ermöglicht, dieselben durch eigene Überlegungen zu würdigen. Damit kommt der hohe didaktische Wert des Buches zum Ausdruck, der auch durch Bilder und Schemen bezeugt wird. Die Arbeit ist durchaus eigenständig und originell angelegt; die Gewichtung könnte freilich auch anders vorgenommen werden. So nimmt etwa der Nationalsozialismus einen recht breiten Raum ein, während die Sozialisierung des Rechts im 20. Jahrhundert, etwa im Arbeits- und Mietrecht, nur punktuell behandelt

wird. Bezeichnenderweise findet sich in den biographischen Kurzangaben zwar Adolf Hitler, jedoch nicht Otto von Gierke mit seiner Betonung der sozialen Funktion des Privatrechts erwähnt!

Adrian Staehelin

Regina Bendix: In Search of Authenticity. The Formation of Folklore Studies. Madison/London: The University of Wisconsin Press 1997. 306 p.

Regina Bendix steht in zwei (volkskundlichen) Welten: dem deutschsprachigen Europa und der USA. Durch ihre empirischen Untersuchungen in der Schweiz (u.a. zu den Urnäscher Silvesterkläusen) und die Beschäftigung mit Phänomen bzw. der Debatte des Folklorismus, aber auch über ihre intensive Auseinandersetzung mit der amerikanischen Fachdisziplin und deren Geschichte (vgl. ihre Einführung in die amerikanische Folkloristik bei Reimer) wurde sie zur vorliegenden Studie angeregt. Sie unternimmt eine vergleichende Rekonstruktion der problematischen Suche nach dem «Echten» und «Eigentlichen» in der deutschsprachig-europäischen und in der US-amerikanischen Entwicklung der Folkloristik/Volkskunde.

In ihrem fachhistorischen Vergleich und für die verschiedenen Phasen volkskundlicher Disziplinbildung zeichnet die Autorin die Wege nach, auf denen ein Vokabular des Authentischen verwendet wurde, und beleuchtet die Konsequenzen dieser Verwendungen. In den immer wieder feststellbaren Übertragungen von individuellen und kollektiven Authentizitätssehnsüchten auf die Beschreibung von gesellschaftlichen Phänomenen sieht Bendix wohl zu Recht das problematische, historische Zentrum volkskundlicher Identität, das endlich vollends verabschiedet werden sollte. In der Fortführung ihrer historischen Studie bis in die Gegenwart stellt Bendix dann auch die volkskundliche Selbstkritik am Ethos des Authentischen dar und entwirft programmatisch Züge für die Zukunft des Faches.

Überzeugend zeigt die Autorin, wie in beiden Untersuchungsfällen die mit wechselnden Objekten, Methoden und Theorien verbundenen Authentizitäts-Behauptungen und -Kriterien immer wieder dazu dienten, das an sich wenig scharf begrenzte Feld der Volkskunde als eigenständige Disziplin zu legitimieren. In beiden Fällen zeigt sich eine in den Grundzügen auffallend ähnliche, jedoch teilweise phasenverschobene und in den Einzelheiten sehr wohl spezifische Entwicklung, die Bendix in sozusagen dialektischen Figuren präsentiert. Das Verhältnis von Folkloristik und Authentizität führte grob vereinfacht von der romantischen Echtheitsschwärmerei und ihrer Projektion auf ein mehr oder weniger diffus definiertes «Volk» über eine Materialisierung des «Echten» und die durch Verlustängste genährte Sammelleidenschaft zu einer zunehmenden Systematisierung und Rationalisierung des Authentischen. Im Institutionalisierungsprozess, der von volkskundlichen Laien ebenso getragen wurde wie von akademischen Gelehrten, beanspruchten letztere zunehmend die Definitionsmacht über die authentische Methode der Authentizierung. Sie distanzierten sich von einer «angewandten» Volkskunde, von der sie ihre Wissenschaft und ihren Gegenstand bedroht sahen. In den immer komplexer werdenden Theoretisierungen und Debatten innerhalb des akademischen Fachstrangs schienen zunehmend Anomalien des klassischen Diskurses auf. Im Falle der deutschen Volkskunde wurden diese im Dritten Reich eingeebnet, um in der Suche nach neuer Legitimation des Faches in der Nachkriegszeit um so vehementer aufzubrechen. Die amerikanische Folkloristik, die angesichts unterschiedlicher gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Realitäten erst nach dem Krieg eine relative disziplinäre Homogenität auszubilden vermochte, holte die im deutschsprachigen Fachdiskurs brüsk einsetzende kritische Selbstreflexion verzögert nach. In den letzten Jahrzehnten wurden die Debatten um «Folklorismus» und «Fakelore», die sich wiederum als Diskurse des Authentischen lesen lassen, die dem Fach Legitimität zurückgeben sollten, in beiden Fällen zunehmend von der Dekonstruktion dieser Prozesse im Fachdiskurs selbst abgelöst. Die politischen und wissenschaftlichen Implikationen der Authentizierung wurden aufgezeigt und kritisiert. Damit machte die Volkskunde/Folkloristik wichtige Schritte in Richtung einer neuen Fachidentität.

Die vorliegende Darstellung wendet sich primär an ein amerikanisches Publikum. In ihrer zugespitzten Fragestellung und im Vergleich mit den amerikanischen Entwicklungen vermag sie allerdings auch einem hiesigen Publikum neue Sichten auf den deutschsprachigen Fall volkskundlicher Fachentwicklung und seine künftigen Chancen zu vermitteln. Bendix' Herangehensweise zielt auf die Gegenwart des Faches, das sich in einer Krise sieht. Noch immer bestehe in der Volkskunde eine Neigung zu Authentizitätsansprüchen und der Hang zur Dichotomisierung von Echtem und Falschem, Original und Imitat, Beachtenswertem und Vernachlässigbarem. Angesichts der genuin transkulturellen Realität der modernen Welt müsse die Volkskunde endgültig damit aufhören, ihren Gegenstand – Kultur – im Rahmen solcher polarisierter Wertungen zu konzeptualisieren. Sie sollte von der Metaphorik des

kulturellen Absterbens und Verfälschens Abschied nehmen. Kulturelles verändere sich stetig, und damit auch die Sehnsucht nach dem Authentischen. Statt selbst solcher Sehnsucht in Essentialisierung und Reifizierungen zu erliegen, solle moderne Kulturwissenschaft die gesellschaftlichen Prozesse der Authentizierung kritisch untersuchen. Die Suche nach dem Authentischen müsse durch die Fragen ersetzt werden, wer Authentizität benötigt und wie sie angewendet wurde. Als zukunftsträchtiges Beispiel für entsprechende Ansätze in der Gegenwartsvolkskunde nennt Bendix die Untersuchung von Authentizitätsbedürfnissen und -techniken in der Tourismusforschung. Damit hat die fachgeschichtliche Erörterung die Autorin keineswegs zu einer pessimistischen oder gar resignativen Einschätzung künftiger Entwicklungsmöglichkeiten geführt. Mit ihrem Plädoyer für ein selbstkritisches, kommunikatives Verantwortungsbewusstsein der Volkskunde in der Öffentlichkeit steht Bendix den Positionen des amerikanischen Pragmatismus denn auch sicherlich näher als einer autodestruktiven Postmoderne. Es bleibt zu hoffen, dass dieses wichtige Buch bald auch in deutscher Sprache erscheint. Der Authentizität seiner Botschaft sollte eine gute Übersetzung jedenfalls keinen Abbruch tun. *Rainer N. Egloff*

Gottfried Habenicht: Pipatsche un Feldblume vun dr Heed. Kommentierte Ausgabe der banatschwäbischen Volksliedersammlung des Johann Szimits von 1908. Freiburg: Johannes-Künzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde 1997. 583 S., Abb., mus. not., Glossar.

Fast jedes wissenschaftliche Werk zeugt immer auch von dem subjektiven Bezug der Autorin oder des Autors zu demselben. Dies gilt besonders für jene Veröffentlichungen, in denen, wie in der vorliegenden, Vertriebene zu einem Themenbereich ihrer ehemaligen Heimat publizieren. Gottfried Habenicht widmet seine letzte grosse Veröffentlichung im Rahmen seiner 25jährigen Tätigkeit am Johannes-Künzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde in Freiburg i. Br. all jenen, «die in der Ferne die Erinnerung an unsere einstige, so nicht mehr existierende Banater Heimat im Herzen tragen» (S. 9). Diese Art des persönlichen Bezugs bedarf des Verständnisses, aber auch der kritischen Distanz.

Das vorliegende Werk ist nach der «Volksliedersammlung Linster» aus Hatzfeld (erschienen 1986) bereits die zweite Edition banatschwäbischer Volkslieder Habenichts. Im ersten Teil des vorliegenden Buches wird zunächst der Inhalt der acht Einzelhefte wiedergegeben, die der Volksliedsammler und Mundartdichter Johann Szimits (1852-1910) 1908 in Temeswar herausgegeben hatte. In seiner Einleitung schrieb dieser über den Zweck seiner Sammlung: «Dass unsri Kindskinner aa mol wisse, wies dozumol war, wie dr Grossvatr die Grossmuttr hat ghol, do drzu soll eewe des Buch etwas beitraan» (S. 12), d.h. schon bei Szimits spielte der Gedanke, der im Prinzip auch der Habenichtschen Edition zugrunde liegt, nämlich Überlieferung der Nachwelt zu erhalten, eine wesentliche Rolle. Die Besonderheit und der Reiz der Veröffentlichung von Johann Szimits besteht darin, dass er den vorwiegend hochdeutschen Liedtexten in banatdeutschem Dialekt eine Einleitung und eine allgemeine Erörterung zum Jahresbrauchtum mit Sprüchen und Heischeliedern, zu Bräuchen im Lebenslauf und in der dörflichen Gemeinschaft, abergläubischen Sprüchen, sprichwörtlichen Redensarten und Spielreimen voranstellte. Daran schliessen die sogenannten Heedlieder, Volkslieder aus der Banater Ebene, an.

Gottfried Habenicht versucht im fast doppelt so umfangreichen zweiten Teil des Buches zunächst, aus den verstreuten Lebensbeschreibungen und Archivalien die Biographie von Johann Szimits zu erschliessen. Dieser war als orthodoxer Serbe mit seinen Eltern ins Banat eingewandert, er gehörte also nicht selbst der Bevölkerung an, die er charakterisierte und in deren pfälzischer Mundart er schrieb. Szimits begann eine militärische Laufbahn und wurde nach seiner Konvertierung zum katholischen Glauben Armeediener in der Bibliothek der k.u.k. Technischen Militärakademie in Wien. Bekannt wurde Szimits im Banat weniger durch seine Volksliedsammlung als durch seine heimatverbundene Mundartdichtung, die – wie Habenicht feststellt – weitgehend unkritisch und verklärend war.

In akribischer Weise strukturiert Habenicht die zahlreichen Einzelaussagen Szimits', die von volkskundlichem Interesse sind, nach Themen wie Zeitgeschichte, Sprache und Dialekt, Mentalität, Soziales, Kleidung, Wohnkultur, Nahrung, Schule und Bildung, Spiele, Erzählgut etc. Er ergänzt diese durch entsprechende Aussagen aus der banatschwäbischen Sekundärliteratur und entwirft damit gewissermassen eine kleine banatschwäbische Volkskunde, die über das, was die Quelle aussagt, weit hinausgeht; besonders bei den Themen Musik und Tanz kommt die besondere Sachkenntnis des Musikethnologen Habenicht zum Ausdruck. Nicht ausreichend beantwortet wird jedoch die Frage, weshalb gerade ein Zugewanderter, der auch durch seinen Beruf nicht unbedingt in die vorwiegend bäuerliche banatschwäbische Bevölkerung integriert war, sich so intensiv mit der Volkskultur beschäftigt hat; ob dies möglicherweise ein Mittel war, die eigene Integration zu fördern? Auch Szimits' unkritische Schilderungen hätten durchaus stärker, nicht nur als Beobachtungen eines Chronisten, interpretiert werden können.

Den Hauptteil bilden die Einzelkommentare zu den «Heedliedern». Die Sammlung besteht fast zur Hälfte aus Liebesliedern, einigen Balladen, Scherz- und Spottliedern, historischen, moralischen und sentimentalen Liedern. Aufgrund ihres biographischen Bezugs enthält die Sammlung auch Couplets und Unterhaltungslieder, zahlreiche Rekruten- und Soldatenlieder. Da Szimits keine Melodien überliefert hat, hat Gottfried Habenicht mögliche Melodien aus überlieferten Varianten ergänzt; vor allem aus den Tonaufnahmen des Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde, die allerdings vorwiegend in den 1950er Jahren und später entstanden. Die umfangreichen und sorgfältig recherchierten Liedanmerkungen zu den 190 Liedern beinhalten die Eingangszeile des Liedes, umfangreiche Kommentare, weitere mündliche und schriftliche Varianten, Literaturhinweise sowie Besonderheiten der Szimitsschen Liededition. Etwas kritischer hätte man vielleicht die Liedauswahl betrachten können, die sehr stark biographisch gefärbt scheint.

Den Abschluss des opulenten Werkes bilden eine Bibliographie, eine alphabetische Liste der Liedanfänge und -titel sowie ein Glossar, dem man entnehmen kann, dass es sich bei «Pipatsch» um einen vom ungarischen Ausdruck abgeleiteten Begriff für die Mohnblume handelt, die Sammlung also «mit einer Wiese voller schöner Blumen zu vergleichen ist, in der aber einige sofort auffallen – wie auch die wilde Mohnblume durch ihr leuchtendes Rot inmitten anderer Blumen» (S. 238). Die besondere Herausforderung des Buches, den unterschiedlichen Ansprüchen einer wissenschaftlichen Edition gerecht zu werden, gleichzeitig die Volkskultur des Banats an interessierte Laien zu vermitteln und ehemaligen Banatern einen Teil ihrer Kultur zu erhalten beziehungsweise (durch den Abdruck von möglichen Melodien) wiederzugeben, ist mit den genannten Einschränkungen (hinzu kommt auch das unhandliche Buchformat) durchaus gelungen. *Anja Schöne*

Ingeborg Weber-Kellermann: Das Buch der Kinderlieder. 235 alte und neue Lieder. Kulturgeschichte, Noten, Texte, Bilder. Mit Klavier- und Gitarrenbegleitung. Klavierbegleitung von Hilger Schallehn und Manfred Schmitz. Mainz: Schott Musik International 1997. 352 S., Ill., Noten.

Erst vier Jahre nach ihrem Tod erschien diese Publikation von Kinderliedern, dessen Manuskript Ingeborg Weber-Kellermann noch vor ihrem Tod weitgehend fertiggestellt hatte. Weshalb sie gerade gegen Ende ihres Lebens den Bogen zurück in die Kindheit und zum Kinderlied als besonders lebensfrohem Ausdruck dieser Zeit schlägt, muss hier offenbleiben. Sie ergänzt damit ihre übrigen Veröffentlichungen zum Thema «Kindheit» um einen weiteren Aspekt, nämlich das Kinderlied (fast) in seiner ganzen Breite. In gleicher Weise wie das 1982 im selben Verlag erschienene Buch der Weihnachtslieder aufgemacht – grossformatig und mit gebrauchsfestem Einband –, bietet das Buch neben den Liedern informative Texte, zahlreiche Abbildungen, ein Quellen- und Literaturverzeichnis (welches Angelika Kuhlmann posthum ergänzte) und ein alphabetisches Verzeichnis der Titel- und Textanfänge. Anhand der Klavier- und Gitarrenbegleitung wird die Intention der Autorin deutlich – dieses Buch soll nicht nur zum Lesen und Anschauen, sondern auch zum Musizieren benutzt werden, und für diesen Zweck wird es auch in Musikalienhandlungen (wie ich in Münster feststellen konnte) angeboten.

Zunächst einige Überlegungen zum Anspruch der Publikation als Gebrauchsliederbuch (S. 10): Obwohl das (Volks-)Lied schon mehrfach totgesagt wurde, gibt es noch immer zahlreiche Singgelegenheiten, verbunden mit spontanem Singen. Ingeborg Weber-Kellermann hat sicher ein gutes Gespür bewiesen, wenn sie sich erst der Weihnachts- und nun der Kinderlieder angenommen hat, denn sowohl zum Weihnachtsfest wie auch in der Kinder- und Jugendzeit wird wohl heute noch am meisten gesungen. Mit der Einbeziehung von «neuen» Kinderliedern, die z.B. durch Kassetten Verbreitung finden, berücksichtigt sie gleichzeitig das sogenannte medienverbundene Singen, d.h. das Singen zu oder nach elektronischer Musik. Die Kinder, die also nicht mit «Hänschen klein» und «Spannenlanger Hansel» aufgewachsen sind, erkennen vielleicht in «Wenn der Elefant in die Disco geht» oder in «Wer sagt, dass Mädchen dümmer sind» etwas Bekanntes. Als echtes Gebrauchsliederbuch, welches man in der Tasche überall mitnehmen kann (und solches wurde in Kindergarten, Krabbelgruppe und Turnverein schon oft vermisst) eignet sich das Buch aufgrund seines Formates allerdings leider nicht.

Nach einer Einleitung zur Entdeckung des Kinderliedes als Sammlungs- und Forschungsobjekt gliedert Ingeborg Weber-Kellermann die Lieder, abgesehen von den funktionalen Spielliedern und Abzählreimen, nach inhaltlichen Gesichtspunkten. Das Themenspektrum reicht von Liedern zu Familienleben und Freundschaft über Einschlaflieder, Wanderlieder, Lieder zum Jahreslauf, Lieder zur vergangenen und heutigen Arbeitswelt, Spass- und Quatschlieder über historische Spuren im Kinderlied bzw. den Missbrauch des Kinderliedes in politischen Systemen bis hin zu Friedens- und Protestliedern. Jedem Kapitel steht eine Einführung voran, in der kulturgeschichtliche Zusammenhänge kurz erläutert

und die (bewusst subjektive) Liedauswahl in diese Zusammenhänge eingebunden wird. Dabei wird auf gelungene Weise versucht, den Bogen von traditionellen, bekannten zu moderneren Liedern zu schlagen, die der heutigen kindlichen Lebenssituation gerecht werden sollen. Darüber hinaus sind einzelne Lieder wie die «Ammenuhr», der Kinderschlager «Der Sommer, der Sommer» (von Cornelia Froboess gesungen), «Maikäfer flieg» u.a. mit Einzelkommentaren zur Überlieferungsgeschichte und weiteren Informationen versehen. Dies gilt besonders für den Exkurs zum Missbrauch des Kinderliedes in politischen Systemen – ein Kapitel, welches sehr wichtig ist, aber auch sehr belehrend wirkt. Trotz der Bandbreite der Liedauswahl wurden anstössige Texte und Spottreime weitgehend ausgespart, so dass das Buch – auch durch seine kulturhistorischen Abbildungen – gelegentlich einen sehr bürgerlichen Eindruck macht.

Die Auswahl der Lieder erfolgte ausschliesslich aus bereits veröffentlichten Liedern, nicht aus mündlichen Belegen. Dies wird besonders im Kapitel zu den Abzählreimen und Spielliedern spürbar, in dem der kreative (kindliche) Umgang mit Liedern, wie er in der Publikation Alfred Messerlis zum Ausdruck kommt, völlig fehlt. Das ist allerdings ein Problem jeder schriftlichen Liedfixierung, die dem Liederbuch nicht angelastet werden kann.

Wissenschaftlich gesehen bietet das Buch kaum neue Erkenntnisse. Der Wert solcher Veröffentlichungen, in denen volkskundliches Wissen auf allgemein verständliche Art und in ansprechender Aufmachung an eine grössere Öffentlichkeit vermittelt wird, sollte allerdings nicht zu gering eingeschätzt werden. *Anja Schöne*

Rudolf Hanhart/Stefan Sonderegger: Appenzeller Bauernmalerei. Herisau: Appenzeller Verlag 1998. 63 S., Abb.

Die vorliegende, reich bebilderte Broschüre wurde aus Anlass der Neugestaltung der Abteilung Appenzeller und Toggenburger Bauernmalerei im Appenzeller Volkskunde-Museum Stein geschaffen. Diese Neukonzeption wurde in der Folge eines massiven Zuwachses der Bestände notwendig. Das Appenzeller Volkskunde-Museum in Stein darf sich heute rühmen, die bedeutendste Sammlung von Bauernmalereien in der Schweiz und wohl auch darüber hinaus zu präsentieren. Autoren der Broschüre und gleichzeitig Realisatoren der neuen Ausstellung sind Rudolf Hanhart, früherer Konservator des Kunstmuseums St. Gallen und Doyen der Ostschweizer Bauernmalerei-Geschichtsschreibung, und der Historiker Stefan Sonderegger.

Im ersten Teil skizziert *Rudolf Hanhart* einen chronologischen Abriss der Appenzeller und Toggenburger Möbelmalerei. Er setzt dabei den Beginn – den Exponaten im Museum folgend – im ausgehenden 16. Jahrhundert bei den sogenannten Gaiser Wänden an. Diese einzigartige Holzbohlenmalerei wurde 1977 beim Umbau eines Hauses in Gais entdeckt. Das Hauptbild zeigt eine Kuhherde, die von einem Hirten – als Lockmittel benutzt er einen Salzstock – zum Stall geführt wird. Eine Jagdszene mit einem Vogelschwarm und einer Eule als Lockvogel ergänzt die «sennische» Darstellung. Hanhart weist in einem interessanten Exkurs nach, wie der Maler der Gaiser Wände die Motive für sein Werk von zeitgenössischen Glasbildern übernommen, diese aber in eine ursprünglichere Formensprache umgesetzt hat.

Die Viehherde sollte zum Hauptmotiv der Bauernmalerei des 19. Jahrhunderts werden; aber auch Jagdszenen oder Braut- bzw. Ehepaare finden sich auf den späteren Möbel- und Tafelmalereien häufig. Allerdings liegen zwischen der bis heute isoliert stehenden Darstellung auf den Gaiser Wänden und den ersten figürlichen Darstellungen auf Möbeln des ausgehenden 18. Jahrhunderts rund zweihundert Jahre, was den «Stammbaum» der Bauernmalerei doch mit einigen Fragezeichen durchsetzt.

Den «Klassikern» der Appenzeller Bauernmalerei: Starck, Lämmler, Müller, Zülle, Haim und Heuscher sowie der Toggenburgerin Anna Barbara Aemisegger-Giezendanner ist je ein prägnantes, gut bebildertes Kapitel gewidmet. Den Abschluss des ersten Teils bildet ein Abschnitt über das heikle 20. Jahrhundert, das die Bauernmaler ihrer Auftraggeber beraubte und «zivilisationsmüde» Künstler, Sammler und Volkskundler die «archaischen Ausdrucksweisen» der Bauernmaler entdecken und – in der Folge davon – die Preise für deren Bilder in die Höhe schnellen liess. Rückblickend konstatiert Hanhart jedoch nüchtern, dass der «gläubig nach Vervollkommnung seiner Fähigkeiten Strebende und der sich vom Fortschritt enttäuscht nach dem Ursprünglichen Zurücksehnende» nicht zusammenkommen konnten. Das 20. Jahrhundert kennt nach Hanhart – diese bekannte These wird nicht überall gerne gehört – kaum mehr Bauernmaler, sondern nur noch «naive Maler», die weiterhin Bilder mit bäuerlichen Motiven herstellten und bis heute herstellen, die meist durch Vermittlung des Handels eine anonyme Käuferschaft erreichen.

Im zweiten Teil der Broschüre widmet sich *Stefan Sonderegger* kenntnisreich dem wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Umfeld, in dem die Bauernmalerei «gedeihen» konnte. Appenzellische Besonderheiten, wie diejenige der nomadisierenden Sennen und der sogenannten Heubauern, werden ebenso eingehend erläutert wie die Tatsache, dass auf den frühen Senntumbildern die Kühe alle möglichen Farben und Fleckungen hatten, um 1900 jedoch zunehmend einheitlich braun wurden. Auf eindrückliche Art stellt Sonderegger gerade auch in dieser Frage überraschende Zusammenhänge zum politischen Weltgeschehen her. Ein anderes Augenmerk gilt dem frühen Tourismus, der gleichzeitig mit der Bauernmalerei eine erste Blüte erlebte und in deren Bildern merkliche Spuren hinterlassen hat. Tatsächlich erscheinen auf verschiedenen Bauernbildern des 19. Jahrhunderts Bergsteiger und Touristen. Die damaligen Bauernmaler jedoch – so der Stand der Forschung – malten offensichtlich (noch) nicht für die Gäste; ihre Abnehmer waren in der Regel Einheimische.

Im Kapitel ‹Das Appenzellerland des 18. und 19. Jahrhunderts – eine Idylle?› wird der bisher noch nie gestellten Frage nachgegangen, ob die heile Welt, die durch die Bauernbilder vermittelt wird, den tatsächlichen Lebensumständen der Malenden und deren Auftraggeber entsprach. Ein flüchtiger Blick auf die Biographien der meisten Bauernmalerinnen und -maler zeigt, dass zumindest für sie, aber auch für die meisten ihrer Zeitgenossen eine andere Lebenswirklichkeit galt. Ein Grossteil der Bilder entstand im Auftrag von wohlhabenden Sennen und Bauern, die ihr Haus, ihren Viehbesitz oder ihre Alp mit Stolz zur Schau stellen wollten. Für die meist besitzlosen Maler ergab sich so die Möglichkeit, in ihrer Malerei wenigstens die Sehnsucht nach einem besseren Leben, nach einem sicheren Auskommen als Bauer mit eigener Liegenschaft und Viehbesitz auszudrücken. *Roland Inauen*

Brigitte Bachmann-Geiser: Das Alphorn. Vom Lock- zum Rockinstrument. Mit Beiträgen von Hans-Jürg Sommer, Rolphe Fehlmann, Res Margot und Matthias Wetter. Bern/Stuttgart/Wien: Paul Haupt 1999. 224 S. + 3 Beil.

Die hervorragende Kennerin der Instrumente der schweizerischen Volksmusik legt hier das Ergebnis jahrzehntelanger Nachforschungen in Archiven, Sammlungen, Museen und bei Gewährsleuten in allgemein ansprechender Form vor. Sie geht damit weit über ihre 1976 bzw. 1981 erschienenen Darstellungen hinaus und präsentiert eine Übersicht, die in instrumentenkundlicher, diskographischer, bibliographischer und ikonographischer Hinsicht nur mit erheblichem Aufwand erweitert werden könnte. Selbstverständlich findet man in ihrem Buch auch die immer wieder zitierten bzw. reproduzierten literarischen und bildhaften Darstellungen älplerisch-musikalischer Thematik. Diese Quellen sind in einem imagepflegerischen kulturellen Umfeld entstanden. Ihre weitgehend unkritische Rezeption hat über die Jahre sogar die lebendige Erinnerung beeinflusst und den Mythos der Urtümlichkeit am Leben erhalten. Die klassischen Zitate sind in diesem Buch wesentlich bereichert um viele schöne neue Trouvaillen, etwa um die Bettelszenen mit Alphorn (S. 52, 53 und 56), zu römischen Mosaiken und zu mittelalterlichen Volkssagen. Das reiche Material (insgesamt 124 Nachweise) ermöglicht der Autorin einen fundierten, populären historischen Abriss der wechselvollen Geschichte des Alphorns und des Wandels seiner Funktion und seiner musikalischen Bedeutung. Die integrierten Notenbeispiele, die Literaturhinweise (251 Titel) und die im Anhang beigefügte Diskographie (64 Titel) belegen die Rolle des Alphorns als Lockinstrument der Hirten, Emblem der Hirtenromantik und im Tourismus auch als «Heischeinstrument», als Blasinstrument für akustische und ästhetische Spezialeffekte, in der Kunstmusik und als exotisches Instrument in der kontemporären Unterhaltungsmusik. Die historische und musikalische Volkskunde könnte einige wertvolle Anregungen aus diesem ersten Teil des Buches ableiten und sie vertiefen.

Das vorliegende Werk hat aber auch eine wesentlich praxiszugewandte Komponente. Für den Instrumentenforscher liegen ausführliche Angaben über die Erbauer historischer Instrumente und deren Standorte vor (weit über hundert Nachweise), kommentiert in einem eigenen Kapitel. Dieser Teil wird von *M. Wetter* wertvoll ergänzt durch praktische Anleitungen zum Instrumentenbau, mit beigegebenen Bauplänen für Alphorn und Büchel. Ausserdem enthält das Buch eine Liste mit Adressen von aktiven Instrumentenbauern .

Für den Alphornbläser liefert das Buch wertvolle Einstiegshilfe in Form eines Kurz-Lehrganges (verfasst von *H.-J. Sommer*) sowie ein Verzeichnis von weiteren Lehrgängen und Notensammlungen (seit 1921), insgesamt 59 Titel, und Hinweise auf das heutige Kurs- und Prüfungswesen. In der vorderen Buchklappe liegt ein von *B. Bachmann* mit *H.-J. Sommer* verfasstes Heft bei, in welchem 42 historische Melodien «in der Art des Alphorns» für Verwendung auf dem Alphorn und Büchel z.T. erstmals gesammelt und transponiert sind.

In der Diskussion um die Akustik des Alphorns tritt immer wieder das Thema «Alphorn-Fa» auf. Hierzu liefert *R. Fehlmann* eine Kurzfassung seiner Dissertation über numerische Computer-Simulation der (Natur-)Töne im Alphorn, und Bachmann gibt interessante Hinweise auf musikethnologische Spekulationen zur Geschichte und Rolle der Naturtöne in Gesang und instrumentaler Musik. Auf den ebenso im populären Gespräch stehenden Echo-Effekt, der schon am Unspunnen-Fest von 1806 eine französische Schriftstellerin zu Tränen rührte, geht Bachmann auch ein und illustriert seine Aktualität durch kontemporäre Experimente mit dem Computer im «Lorraine-Projekt», vorgestellt von *R. Margot.*

Auf die Verbreitung (und die Formen) des Alphorns und ihm nahe verwandter Instrumente kommt Bachmann im letzten Kapitel zu spechen; zur Hauptsache bleibt sie aber naturgemäss in der Schweiz und im bernischen und innerschweizerischen Raum.

Die Rezensentin hat nur wenige und nicht sinnstörende Versehen entdeckt, z.B. «Seebergsee» statt «Seealpsee»? (S. 88).

In der Volkskunde wie in der Ethnologie zeigt sich heute ein zunehmendes Verständnis für die Wichtigkeit, die materiellen Zeugen der Kultur in ihrem Ursprungsgebiet zu pflegen und das Verständnis ihrer Funktion und gegebenenfalls ihrer Handhabung aktiv zu bewahren. Für Traditionsbewahrer wie den Jodlerverband und die Trachtenvereinigung gehört das Alphorn zum Identitätskanon des alpinen Selbstverständnisses der Schweiz. Darüber hinaus aber wird auch ein Mythos der Ur-Natürlichkeit des Alphorns und seines Klanges instrumentalisiert, weit über die traditionellen Verwendungszusammenhänge hinaus, kombiniert mit anderen Instrumenten und vorgeführt in anderen musikalischen und gesellschaftlichen Kontexten. Bachmann geht sogar so weit, Jazz und Alphorn denselben Wurzeln zuzuschreiben (S. 129). Jedenfalls wird aus der Belebung des Alphorns ein in der Gegenwart lebendes «kultisches» Geschehen. Bachmann formuliert das so: «Das Alphorn ist immer noch die konische, abgewinkelte Röhre ohne Spielhilfe, immer noch das raffiniert einfache Naturinstrument. Aber es ist nur noch selten das Werkzeug der Schweiz im Arbeitskleid und nicht mehr ausschliesslich das Symbol der Schweiz im Festtagsgewand. Das Alphorn ist neuerdings das Sprachrohr von Menschen unterwegs nach neuen Werten.» *Margaret Engeler*

Birgit Wildmeister: Die Bilderwelt der «Gartenlaube». Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des bürgerlichen Lebens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Würzburg: Bayerische Blätter für Volkskunde 1998. 336 S. (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 66).

Die Wochenzeitschrift «Gartenlaube» erschien erstmals 1853 und brachte es 1895 zu einer Auflage von 275 000, während eine einflussreiche Tageszeitung etwa 20 000 Exemplare absetzen konnte. Die «Gartenlaube» war in Deutschland *das* Blatt der bürgerlichen Leserschaft und ging auf die Wünsche und Vorlieben ihrer Käuferschicht ein. Sie «zeigt fast durchgängig zwei Welten, nämlich zum einen den eigenen Erfahrungshorizont im Idealzustand, wie z.B. die Familie, also das Bekannte, das sich nachvollziehen oder anstreben lässt, zum anderen aber eine fremde Gegenwelt, die sich hier dem Betrachter erschliesst» (S. 131). Die vorzügliche Studie – sie kann auf wichtige Forschungen, u.a. von Wolfgang Brückner, aufbauen – ist, wie der Titel deutlich macht, vor allem den Illustrationen gewidmet, jedoch kaum den Texten.

Nach einem forschungsgeschichtlichen Überblick und der Herausschälung der Fragestellungen (S. 7–20) werden zunächst die wichtigsten Künstler der «Gartenlaube» vorgestellt, gegliedert nach den Münchner, Düsseldorfer und Berliner Malschulen (S. 21–43). Danach werden die verschiedenen Reproduktionsverfahren (Holzstich, Autotypie und Chemigraphie) sowie die xylographischen Anstalten und Kunstverlage vorgestellt (S. 43–54). Für den Volkskundler besonders wertvoll ist der Versuch einer Thementypisierung der Bilderwelt (S. 54–120). Ein weiteres Kapitel gilt dem Lese- und Betrachtungspublikum, wobei diesen Ideal- und Genrebildern die rauhe Wirklichkeit des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts kraftvoll entgegengestellt wird. Der zweite Teil ist ein Inventar: Es bietet die xylographischen Anstalten und Kunstverlage und einen Katalog der wichtigsten Künstler mit Werkverzeichnis (S. 133–314).

Berühmte bildende Künstler und Schriftsteller waren Mitarbeiter der «Gartenlaube». Sie hier aufzählen zu wollen, würde die Rezension sprengen. Erinnert sei lediglich an den Schweizer Benjamin Vautier (1820–1898) aus der Düsseldorfer Malschule, der mit seiner idyllenhaften Kunst zum gefeierten Bauernmaler wurde (S. 32f. und 300f.). Über fast allem schwebt der Hauch der Idylle, des Genre, des Schönen. Das gilt bei der beliebten Darstellung der Landbewohner ebenso (S. 69–75) wie in der Welt der Vornehmen (S. 75-78). Ehe und Familie spielen durch alle Jahrzehnte eine wichtige Rolle (S. 82–92).

Aber ebenfalls beliebt war das Fremde mit den Themen der Reise und der Expedition in unbekannte Länder (S. 93–103). Auch die drei Siege Deutschlands prägten die Bildwelt der «Gartenlaube», indem das Militär verherrlicht wird (S. 103–106). Das Bildungsbürgertum liebte die Antike (S. 106–110). Vor 1870 war die «Gartenlaube» noch politisch geprägt, während der 1870er Jahre bezog sie eindeutig Stellung gegen die katholische Kirche. «Der Darwinismus wurde im Bürgertum als Weltanschauung bereits gelebt, bevor er formuliert wurde» (S. 128). Ein kurzes Kapitel ist dem Tierbild gewidmet (S. 115–119). «Der heute noch populäre Tierforscher Alfred Edmund Brehm veröffentlichte bis 1877 seine Tierbilder unter den ‹Naturwissenschaftlichen Aufsätzen›» (S. 15). Weniger häufig begegnen «Szenen der Erinnerung, der Melancholie und der Wehmut nach Vergangenem, nach besseren Zeiten, nach der verlorenen Jugend oder einem geliebten Menschen» (S. 119).

Kurzum: die «Gartenlaube» war, nicht zuletzt weil sie ein sehr geschlossenes und wenig differenziertes Weltbild anbot, ein machtvolles Medium, heute ein unerschöpfliches Reservoir für soziologische, volkskundliche und mentalitätsgeschichtliche Forschungen. *Peter Ochsenbein*

Eberhard König/Gabriele Bartz: Das Stundenbuch. Perlen der Buchkunst. Die Gattung in Handschriften der Vaticana. Stuttgart/Zürich: Belser Verlag 1998. 159 S. mit 172 farbigen und 1 s/w-Abb.

Der Band bietet eine vorzügliche Einführung in die Welt des spätmittelalterlichen Stundenbuches. 45 Codices aus der Vatikanischen Bibliothek, eine sehr geringe Zahl aus dem reichen päpstlichen Arsenal, bilden dazu den Grundstock. Die Abbildungen sind allesamt vorzüglich beschrieben. Ein Anhang (S. 156f.) bietet Abschnitte aus dem lateinischen *Officium parvum de beata Maria virgine*, neben dem Totenoffizium und den Busspsalmen (mit Litanei) der wichtigste und nie fehlende Text. Den Abschluss (S. 158f.) bilden ein Verzeichnis der vorgestellten Vatikanischen Handschriften und eine (allerdings sehr ausgewählte) Bibliographie.

So eintönig die Texte sind, so vielfältig die Illustrationen dazu – eine Bildkunst von höchster Qualität. Die Gebete und Bilder wollen den Betenden auf den Tod und das Weltgericht vorbereiten. Stundenbücher waren meistens für Laien bestimmt, Ersatz für das umfangreichere Brevier der Kleriker. Um so paradoxer wirkt die Tatsache, dass die Vaticana neben der Pariser Bibliothèque nationale die reichste Sammlung hat – deutliches Zeichen, dass die meisten Päpste oder zumindest ihre Bibliothekare Bibliophile waren und dafür keine Kosten scheuten. Stundenbücher entstanden vornehmlich im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert in Frankreich, in den Niederlanden, Italien und Spanien, kaum in Deutschland. Der Hinweis (S. 51), die romanischen Laien seien dem Lateinischen näher gewesen als die deutschen, stimmt in dieser apodiktischen Form nicht. Auch in französischen Stundenbüchern erscheinen die Gebetsanweisungen, die sog. Rubriken, oft in der Volkssprache, und selbst Gebete können so formuliert sein. Deutschland war, was die Stundenbücher betrifft, ein Drittweltland. Nur hohe Adelige konnten sich Stundenbücher leisten, meistens in deutscher Sprache.[1] Im niederländischen und niederdeutschen Raum war die volkssprachliche Übersetzung von Geert Grote weit verbreitet. Im oberdeutschen Raum wirkte vermutlich der kaiserliche Erlass Karls IV. von 1369 nach, wonach Laien keine biblischen Bücher in der Volkssprache besitzen durften[2]. Dennoch finden sich in den im mittel- und oberdeutschen Raum weit verbreiteten Privatgebetbüchern öfters deutschsprachige und lateinische Stundenbuchtexte, insbesondere die drei genannten Hauptteile; aber solche einfachen und unscheinbaren Gebetbüchlein haben fast immer keine Bilder, weil den Besitzern, meistens Klosterfrauen, das Geld für die Illustrierung fehlte und weil die zahlreichen Bilder und Statuen in der Kirche besten Ersatz für die fehlenden bildlichen Darstellungen boten.

Für den Volkskundler sind illustrierte Stundenbücher eine unermessliche Fundgrube. Insbesondere der dem Stundenbuch vorangestellte Kalender mit den Monatsarbeiten der Bauern ist eine reiche Quelle (vgl. Abb. 57–67). Sodann finden sich zahlreiche Bilder des Todes, sei es die Totenliturgie (Abb. 6, 135–37), seien es teils makabre Totengerippe (Abb. 5, 7–8, 129–130, 133). Leider fehlt ein Beispiel für den in andern Stundenbüchern öfters auftretenden Totentanz. Humorvolles kommt zuweilen in den Bordüren vor (so in Abb. 24), und selbst sanfte Pornographie kann man finden (Abb. 35: Bathseba im Bad, im Hintergrund der Voyeur König David). *Peter Ochsenbein*

[1] vgl. P. Ochsenbein, Stundenbücher, in: Verfasserlexikon, Bd. 9, Berlin/New York 1995, Sp. 468–472.

[2] vgl. P. Ochsenbein, Johann von Neumarkt als geistlicher Schriftsteller, in: Wolfram Studien 13 (1994) S. 67–80, bes. S. 73.

Markus Riek/Felix Rickenbacher: Der Vierwaldstättersee auf alten Ansichten 1780–1880. Souvenir du Lac des quatre Cantons. Schwyz: Druckerei Triner AG 1998. 468 S., 229 meist farbige Abb.

Eine Augenweide ist dieser aufs prächtigste ausgestattete Band. Nach einer Einleitung von Felix Rickenbacher führt Markus Riek ‹In die Kulturlandschaft des Vierwaldstättersees› knapp ein (S. 8–10) und bietet danach zu jeder Ansicht die notwendigen Daten sowie öfters Zitate von älteren Bewunderern wie J.W. Goethe, Richard Wagner, Heinrich Zschokke, J.J. Rousseau u.a. Die Ansichten sind geographisch nach dem Verlauf des Vierwaldstättersees geordnet, beginnend mit Luzern. Kurz werden die graphischen Techniken (S. 434–439) und die ‹Künstler-Biografien› (S. 440–465) vorgestellt. Ein ‹Verzeichnis über biographische Angaben und Abbildungen› (S. 466f.) erleichtert den Zugang. Den Schluss (S. 468) bietet ein Quellen-Nachweis.

«Mit dem Einsetzen des Tourismus am Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Vierwaldstättersee und seine Umgebung zu einem der beliebtesten Reiseziele Europas. Wenn auch eine ansehnliche Zahl elitärer Besucher von Poeten, Dichtern, Reiseschriftstellern, Komponisten und später von gekrönten Häuptern diese Landschaft publik machte, waren es vor allem die sogenannten Kleinmeister, die durch ihre Werke für augenfällige Reklame sorgten. Sie schufen eine neue, erstmals typisch schweizerische Bildform, den kolorierten Landschaftsstich... Grundsätzlich dienten die Aquarelle, Stiche und Lithographien als Erinnerung einer Reise in die neuentdeckte, als schön und erhaben empfundene Landschaft. Nur ganz selten handelte die bildliche Schilderung vom Alltag des kargen Lebens der Einwohnerschaft, was verständlicherweise auch zur Kritik Anlass gab, die etwa lautete: ‹Bunte Bildchen von sonntäglich-idyllischer Schwärmerei› oder ‹man könnte glauben, in der Schweiz regne es nie›» (Rickenbacher, S. 7).

Der Volkskundler wird in diesen Ansichten vieles entdecken, etwa die Liebe zur mythischen Vergangenheit der Innerschweiz. Friedrich Schiller hatte in seinem «Wilhelm Tell» den Schweizer Nationalhelden weltweit bekannt gemacht, und so finden sich im Band reizvolle Ansichten von der Tellskapelle in der hohlen Gasse zum Küssnachter Seebecken (S. 100f.), von Gesslers Schloss (S. 108f.), von der Tellskapelle am Urnersee (S. 246–261), von Altdorf (S. 280–287), von der Zwing-Uri (S. 288f.), vom Rütli (S. 304–319) und vom Drachenloch bei Stans (S. 368f.). Bekanntlich hatte der deutsche Arzt Johann Gottfried Ebel (1764–1830) das erste Reisehandbuch der Schweiz verfasst. Darin schreibt er: «Alles Grosse, Erhabene, Ausserordentliche und Erstaunenswürdige, alles Trotzige, Finstre und Melancholische, alles Romantische, Sanfte, Reitzende, Heitre, Ruhige, Süsserquickende und Idyllenliebliche der ganzen weiten Natur scheint sich hier in einem kleinen Raum vereinigt zu haben, um dies Land zu dem Garten von Europa zu bilden, wohin alle Anbeter der Natur pilgern.»

Wenn wir heute etwas nüchterner geworden sind und allenthalben am Vierwaldstättersee unschöne Spuren unserer Zeit wahrnehmen: der See kann auch jetzt noch begeistern, und der Tourismus zehrt in reichem Masse davon. *Peter Ochsenbein*

Helmut Hundsbichler/Gerhard Jaritz/Thomas Kühtreiber (Hg.): Die Vielfalt der Dinge. Neue Wege zur Analyse mittelalterlicher Sachkultur. Internationaler Kongress Krems an der Donau 4. bis 7. Oktober 1994. Gedenkschrift in memoriam Harry Kühnel. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1998. 440 S. mit 67 s/w Abb. (Forschungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Diskussion und Materialien, 3).

Harry Kühnel hat diese Kremser Tagung zur Sachkultur im Mittelalter noch vorbereitet. Ihm, dem Leiter und Herausgeber der zahlreichen Kremser Kongresse (vgl. die Rezensionen in dieser Zeitschrift 88, 1992, S. 113f.; 91, 1995, S. 234f.) ist der Band gewidmet, wie *Karl Brunner* im einfühlsamen Vorwort (S. 5f.) schreibt. Die insgesamt achtzehn Beiträge befassen sich vornehmlich mit der Methodendiskussion, wobei fünf Studien der Archäologie gewidmet sind und vornehmlich britische Forscher zu Wort kommen.

Für die Volkskunde sind fünf Arbeiten von Belang, die hier kurz vorgestellt seien. *Bernward Deneke* beschäftigt sich mit der «Sachkulturforschung in der modernen Volkskunde» (S. 143–162), indem er die wichtigsten methodischen Ansätze und Schulen vorführt. Lange hätten vornehmlich museologische Bezüge die Sicht eingeengt. Wesentliche Impulse für Veränderungen gaben Wolfgang Jacobeit, Rudolf Braun (mit Studien über Industrialisierung und Volksleben), Rolf Wilhelm Brednich (als Herausgeber des «Grundriss der Volkskunde», 1994), Ruth-E. Mohrmann (zur Lebensweise in den Städten), Helmut Ottenjann (Freilichtmuseum Museumsdorf Cloppenburg), der Altertumskundler Otto Lauffer, die Münchner Schule unter Hans Moser und Karl-S. Kramer, Wolfgang Brückner, der u.a. mit seiner Kennzeichnung der Volkskunde als Sozialgeschichte regionaler Kultur auf die Erklärungsmuster verwies, die

aus der Landesgeschichte verfügbar sind, Nils-Arvid Bringéus, der «in seiner Auffächerung der Perspektiven des Studiums materieller Kultur der wertenden Sicht auf die Dinge eine besondere Qualität beilegt, weil sie nicht ein Sachstudium per se, sondern eine Sicht auf den Menschen ist» (S. 160). Auch *Helmut Hundsbichler*, der in diesem Band den Beitrag «Sachen und Menschen. Das Konzept Realienkunde» verfasste (S. 29–62), hat den Menschen ins Zentrum der Sachkulturforschung gestellt. Für die Erkundung der Dingwelt wie generell für mentale Dispositionen im Gebrauch von Sachgütern im Feld der Alltags- und Repräsentationskultur hat der ungarische Ethnograph Tamás Hofer, bezogen auf die dörfliche Gesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts, ein eindrucksvolles Paradigma geschaffen. Deneke beschliesst seinen Überblick mit einem Zitat von Roman Sandgruber: «Es herrscht eine komplizierte Wechselwirkung zwischen Mensch und Ding. Die gewöhnlichen, allgegenwärtigen Dinge formen den Menschen. Der Mensch erfindet und plant zwar den Gebrauch der Sachen, doch diese nehmen ihn ihrerseits wiederum in Beschlag, erlangen vielfältige Zeichenkraft und disziplinierte Wirkung». – *Fred Kaspar*, «Das mittelalterliche Haus als öffentlicher und privater Raum» (S. 207–235) gibt eine hochdifferenzierte Beschreibung des deutschen Hauses vom Hochmittelalter bis ins 16. Jahrhundert, wobei er zwischen Niederdeutschland (mit dem Dielenhaus) und Oberdeutschland (mit dem Stubenhaus) klar unterscheidet. Stets ist es ein Typenhaus, das für das Bauwesen «als entwicklungsfeindlich angesehen werden (muss), denn jede zunächst noch individuelle Lösung bricht aus dem überlieferten Kanon aus und lässt das entsprechende Gebäude nicht mehr universell nutzbar sein» (S. 225). Auch im Bauwesen des Mittelalters gilt das Wort Umberto Ecos, wonach das Mittelalter nicht originell sein wollte, denn «man hielt Originalität für eine Sünde des Hochmuts« (S. 221, Anm. 32). – *Peter Jezler*, «Mittelalterliche Andachtsbilder im privaten Raum» (S. 237–261) zieht eine Reihe von Bildzeugnissen heran, aus denen deutlich hervorgeht, dass auch einfache Stuben und Räume mit meist Heiligenbildern geschmückt waren, vom kostbaren Gemälde bis zum einfachsten Einblattdruck. «Ihre Betrachtung und Verehrung brachte den Hausbewohnern Segen» (S. 247). – *Katharina Simon-Muscheid*, «Materielle Kultur des Mittelalters – ein Spiegel der Normen handwerklicher Produktion?» (S. 375–397) wertet Nachlass- und Beschlagnahmeinventare, Dokumente der Güterteilungen und Gantinventare in oberrheinischen Städten des 15. und 16. Jahrhunderts aus und zeigt, dass sich die Sachgüter in der Produktion von gewirkten Textilien, dem sogenannten Heidnischwerk, einerseits und solche im Buchdruck anderseits kaum oder überhaupt nicht in den Statuten bzw. Handwerksnormen der Zeit, sondern lediglich in den genannten Inventaren fassen lassen. – Ein Resümee (S. 433–437) beschliesst den Band.

Peter Ochsenbein